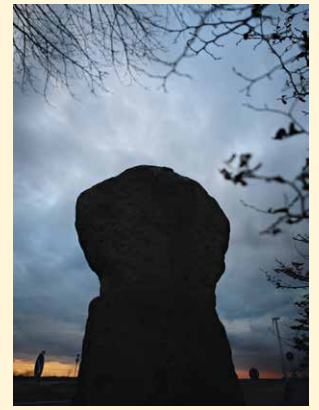




Braunschweigische Heimat



102. Jahrgang, Ausgabe 1/2016

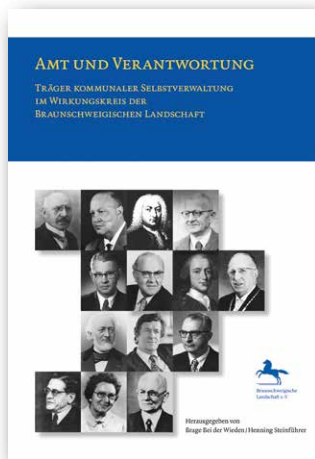


Aus dem Inhalt:

Die Scheverlingenburg in Walle, die Bebersburg bei Ölper und der Veltenhöfer Kuckkuksberg

Gottfried Wilhelm Leibniz, ein Universalgenie in Hannover und Wolfenbüttel

Sühnesteine – Gruselboten des Mittelalters



Amt und Verantwortung – Träger kommunaler Selbstverwaltung im Wirkungskreis der Braunschweigischen Landschaft

In diesem Buch werden erstmals Amtsträger (z.B. Landräte, Bürgermeister) der Städte, Kreise und Gemeinden im Wirkungskreis der Braunschweigischen Landschaft vorgestellt. Im Spiegel der hier zusammengestellten Berufsbiografien wird der prägende Einfluss dieses Personenkreises auf die Geschichte der Region deutlich.

Bei der Wieden, Brage und Steinführer, Henning (Hrsg.):
Amt und Verantwortung – Träger kommunaler Selbstverwaltung im Wirkungskreis der Braunschweigischen Landschaft. – Braunschweig, 2015.
 740 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-944939-10-0, 29,80 Euro,
 Appelhans Verlag. (AG Geschichte der Braunschweigischen Landschaft)



Platt is wat – Plattdeutsch hat Bedeutung

Ik lebe – überhaupt un jeden Dag: So beginnt die Lebensbeschreibung von Willem. Von Dorfgeschichten von früher und heute – das tägliche Leben bereitet manche Überraschung – bis zu Weihnachtsgeschichten spannt sich der Bogen. Plattdeutsch verbindet – Sprache ist Sprechen, der Sprachgebrauch wird durch das laute Vorlesen von Texten gepflegt und weiteren Personen vermittelt.

Ahlers, Rolf: *Platt is wat – Plattdeutsch hat Bedeutung, Geschichten in ostfälischem Plattdeutsch.* Wendeburg, 2015. 500 S., ISBN 978-3-932030-67-2. 15,00 Euro, Verlag Uwe Krebs.
 Auch erhältlich als E-Book!
 (AG Plattdeutsch der Braunschweigischen Landschaft)

Abbildungen Titelseite:

Abb. oben:

Der Scheibenkreuzstein bei Bründeln. Foto von Uwe Krebs (Seite 29).

Abb. mitte:

Der Ort Walle vom Hochwasser umgeben, Luftbild von Dieter Heitefuß, 28.05.2013 (Seite 21).

Abb. unten links:

An der Kreuzungsstelle Autobahnbrücke über die Eisenbahnstrecke ist von der Bebersburg heute nichts mehr erkennbar, vielleicht markiert die große Kopfwende den Standort. Foto von Rolf Ahlers am 03.02.2016 (Seite 12).

Abb. unten rechts:

Die Vier-Spezies-Rechenmaschine von Gottfried Wilhelm Leibniz (Seite 3).

Impressum:

Geschichte – Heimat – Natur
 Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz e. V.
 – Herausgeber –
 www.bs-heimat.de

Unser Mitgliedsbeitrag beträgt 25,00 Euro pro Kalenderjahr, Beitragshöhe für Schüler/innen und Student/innen auf Anfrage.

Unser Konto: IBAN: DE19 2505 0000 0000 1116 90
 BIC: NOLADE2HXXX

Namentlich gekennzeichnete Beiträge verantworten die Urheber/innen, nicht der Verein oder die Redaktion.

Vorsitzender: Dieter Heitefuß,
 Buchfinkweg 10,
 38122 Braunschweig,
 vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion: Rolf Ahlers,
 Wendezeller Ring 10,
 38176 Wendeburg,
 heimat@bs-heimat.de

Gestaltung: Uwe Krebs
 www.verlag-uwe-krebs.de

Braunschweigische Heimat
 ISSN 2198-0225

-
- 3 **Leibniz – Ein Universalgenie in Hannover und Wolfenbüttel**
 Georg Ruppelt
-
- 9 **Der Einsatz des DRK und THW beim Lengeder Grubenunglück 1963**
 Johannes Fischer
-
- 12 **War der Veltenhöfer Kuckuksberg eine Wasserburg?**
 Rolf Ahlers
-
- 14 **Das Segelflugzeug „Cumulus“**
 Dietrich Hummel
-
- 21 **Die Scheverlingenburg war keine Wasserburg**
 Rolf Ahlers
-
- 29 **Der Braunschweigische Landesverein in Aktion – Ein Rückblick**
-
- 30 **Sühnesteine – Gruselboten des Mittelalters**
 Jens Koch
-
- 32 **Der Buntspecht ist der häufigste Specht in unseren Wäldern und in unseren heimischen Gärten**
 Rolf Jürgens
-

Dr. Georg Ruppelt

Leibniz

Ein Universalgenie in Hannover und Wolfenbüttel



300. Todestag

Im Jahr 2016 wird weltweit an den 300. Todestag (14. November 1716 in Hannover) und den 370. Geburtstag (1. Juli 1646 in Leipzig) von Gottfried Wilhelm Leibniz erinnert. (Abb. 1) Dieses letzte Universalgenie, wie Leibniz gern genannt wird, ist bis heute in weiten Teilen seines Denkens und Wirkens nicht annähernd erfasst, seine Hinterlassenschaft noch längst nicht vollständig ediert – ein Kosmos, vor dem man sich nur staunend verneigen kann.

Er war der Mittelpunkt eines gelehrten Kommunikationsnetzes, in dem Wissenschaftler verschiedener Disziplinen aus 16 Ländern ihre Gedanken und Erfahrungen austauschten. Seine Überlegungen und Entdeckungen, insbesondere auf den Gebieten der Mathematik und Philosophie, aber auch der Historiographie und der Sprachwissenschaft haben der Welt neue Wege gewiesen. Mit vielen seiner praktischen Anweisungen und Ratschläge war er seiner Zeit oft um Jahrhunderte voraus; man denke an damals Undenkbares, aber von ihm Gedachtes wie etwa den Suezkanal.

Sein ungeheurer Nachlass in der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek umfasst rund 200.000 Manuskriptseiten, seine Bibliothek und das einzige erhaltene Modell seiner Rechenmaschine, die als erste alle vier Grundrechenarten beherrscht.

Im Jahr 2007 teilte die Deutsche UNESCO-Kommission folgendes mit: „Das Internationale Beraterkomitee (International Advisory Committee) für das UNESCO-Programm ‚Memory of the World‘ hat auf seiner 8. Sitzung vom 11. bis 15. Juni 2007 in Pretoria, Südafrika, über Neueinträge in das UNESCO-Register des Welterbes entschieden. Aus Deutschland wurde der Briefwechsel des Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz neu in das Weltregister der UNESCO aufgenommen.

Der Briefwechsel des Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) stellt ein einzigartiges Zeugnis der europäischen Gelehrtenrepublik im Übergang vom Barock zur frühen Aufklärung dar. Er umfasst mit rund 15.000 Briefen an 1.100 Korrespondenten alle wichtigen Bereiche der Wissenschaften.

Die Bedeutung der Korrespondenz liegt in ihrem weltumspannenden Themenspektrum. Sie spiegelt das Hineinwachsen Russlands nach Europa in der Zeit Zar Peters I. ebenso, wie den Kulturaustausch mit China wider. Der Briefwechsel stellt ein Gründungsdokument der europäischen Moderne dar und markiert einen Wendepunkt in der Entwicklung von Technik und Denken der Zeit. Zugleich steht er für die Suche nach der Verbindung westlicher Wissenschaft mit fernöstlicher Denkweise.“

Hannover

Einem Ruf an den hannoverschen Hof folgte Leibniz 1776. Dabei – und das ist wichtig, weil es für Leibniz' gesamtes Leben und Wirken bedeutsam ist – ging es ihm nicht in erster zweiter Linie um materielle Sicherung und Vermögensakkumulation. In einem Brief offenbarte er drei Jahre zuvor seine Beweggründe, als er die „Anstellungsangebote“ verschiedener Fürstenhäuser prüfte. Es

Abb. 1: Gottfried Wilhelm Leibniz, Kopie eines Gemäldes von Andreas Scheits (1703), 1789.

ginge ihm nicht darum, schrieb er, „so viel Geld wie möglich anzuhäufen“, sondern er strebe vielmehr danach, „meinen Geist zufriedenzustellen, indem ich etwas Greifbares und Nützlichen für das allgemeine Wohl leiste“.

Dem „(all)gemeinen Wohl“, dem *bonum commune* dienen – dies ist das philosophische wie letztlich auch sittliche Motto, das für Gottfried Wilhelm Leibniz – „der mehr als eine Seele hatte“, so Friedrich II. von Preußen – und seine Ideen und Projekte ebenso steht wie sein Wahlspruch „*theoria cum praxi*“.

Was war das für ein Mann, der ununterbrochen über Gott und die Welt reflektiert, der denkend schrieb und schreibend dachte, und der die Mächtigen dieser Welt unverdrossen auffordert, für das „*bonum commune*“ einzutreten?

Lassen wir ihn in einem Brief von 1676 über sich selbst zu Wort kommen: „Er ist hagerer mittelmäßiger Statur, hat ein blasses Gesicht, sehr oft kalte Hände, Füße, die wie die Finger seiner Hände nach Verhältnis der übrigen Teile seines Körpers zu lang und zu dünn sind, und keine Anlage zum Schweiß. Er hat bräunliches Haar auf dem Haupte, am Leibe ist er nur sparsam damit versehen. Er hatte von Kindheit an kein scharfes Gesicht, seine Stimme ist schwach und mehr fein und hell als stark. [...] Er hat schwache Lungen, eine trockene und hitzige Leber und Hände, die mit unzähligen Linien durchkreuzt sind. Er liebt das Süße, z. B. den Zucker, womit er auch den Wein zu vermischen pflegt. [...] Sein nächtlicher Schlaf ist ununterbrochen, weil er spät zu Bette geht und das Nachtsitzen dem Arbeiten am frühen Morgen bei weitem vorzieht. Schon seit seinem Knaben-Alter führte er eine sitzende Lebensart und machte sich

wenig Bewegung. [...] Sein Hang zur Gesellschaft ist schwächer als derjenige, welcher ihn zum einsamen Nachdenken und zur Lektüre treibt. Befindet er sich aber in einer Gesellschaft, so weiß er sie ziemlich angenehm zu unterhalten, findet aber seine Rechnung mehr bei scherzhaften und heiteren Gesprächen als bei Spiel oder Zeitvertreiben, welche mit körperlicher Bewegung verbunden sind. Er gerät zwar leicht in Hitze, sein Zorn ist aufbrausend, geht aber schnell vorüber. Man wird ihn nie weder ausschweifend fröhlich, noch traurig sehen. Schmerz und Freude empfindet er nur mäßig. Das Lachen verändert häufiger seine Mine, als es seine inneren Teile erschüttert.“

Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans (Liselotte von der Pfalz), Nichte von Leibniz' zukünftiger Herzogin Sophie, hatte keine gute Meinung von den zeitgenössischen Gelehrten, über Leibniz allerdings schrieb sie: „Aus allem, was ich von Herrn Leibniz höre und sehe, muss er gar großen Verstand haben und dadurch angenehm sein. Es ist rar, dass gelehrte Leute sauber sein und nicht stinken und Raillerie [Scherz, Ironie] verstehen.“

Leipzig, Süddeutschland, Paris, London

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde am 1. Juli 1646 (nach alter Zeitrechnung am 21. Juni) in Leipzig geboren. Sein Vater war Friedrich Leibni(t)z, Aktuar und Professor der Moral an der dortigen Universität, seine Mutter Catharina, geborene Schmuck, Tochter eines bedeutenden Leipziger Juristen. Zwei Jahre später wurde seine Schwester Anna Catharina geboren, deren Stiefsohn später Leibniz' Erbe wurde. Leibniz selbst blieb zeitlebens unverheiratet. Schon früh starb der

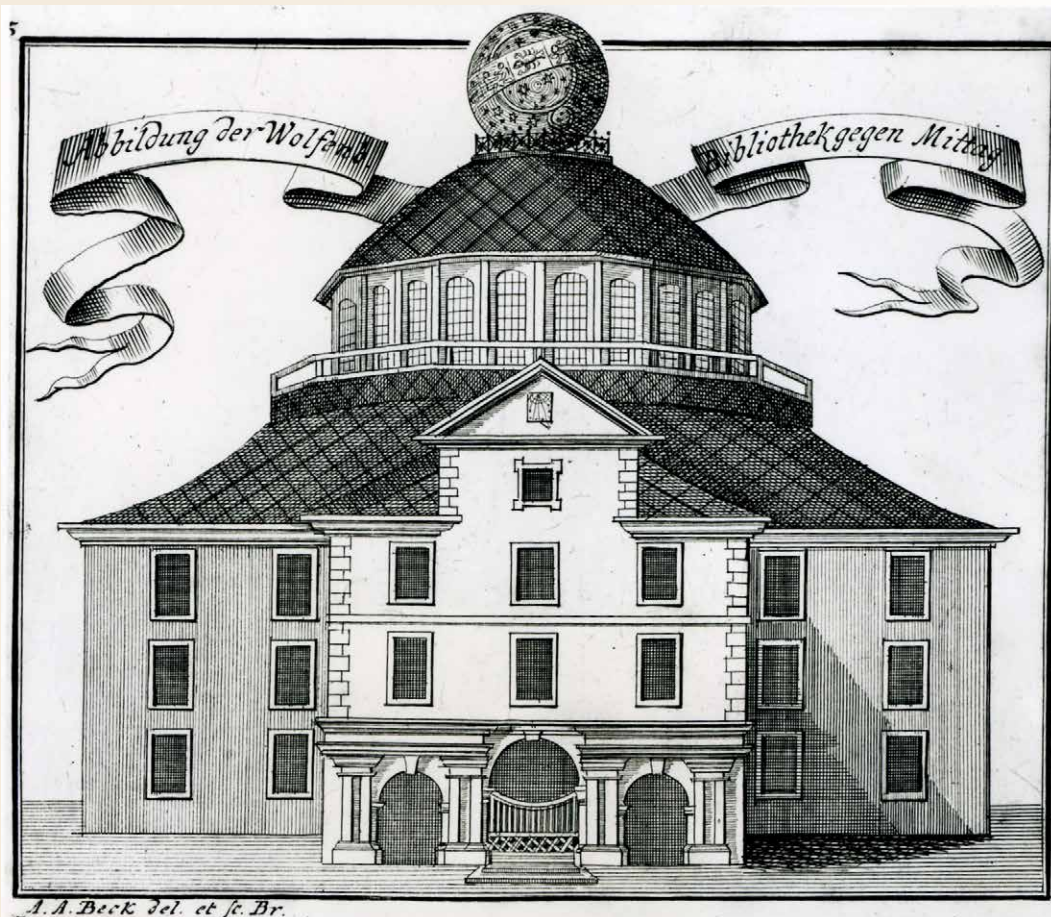


Abb. 2 linke Seite:
Bibliotheksrotunde: Zeitgenössischer Stich um 1750 von Anton August Beck. Foto: privat.

Abb. 3 rechte Seite:
Vier-Spezies-Rechenmaschine von Gottfried Wilhelm Leibniz, um 1700.



Vater, der das Lese-Interesse seines Sohnes bereits vor dem Besuch der Nicolaischule gefördert hatte.

Der Achtjährige brachte sich die lateinische Sprache selbst bei und las sich durch die umfangreiche Bibliothek seines Vaters. Mit fünfzehn Jahren studierte er an seiner Heimatuniversität Philosophie und hörte Vorlesungen über griechische und lateinische Poesie und über Mathematik, ging dann für ein Semester nach Jena und begann danach sein juristisches Fachstudium. Mit zwanzig wollte der bereits als außerordentlich begabt Beurteilte an seiner Heimatuniversität als Doktor beider Rechte promovieren, was ihm aber wegen seiner Jugend verwehrt wurde. Leibniz ging an die nürnbergische Universität Altdorf, wo er 1667 glanzvoll zum Doktor beider Rechte promoviert wurde.

Er schlug das Angebot einer Professorenlaufbahn aus und begab sich zunächst nach Frankfurt, dann nach Mainz, wo er den ehemaligen kurmainzischen Minister Johann Christian von Boineburg als Förderer gewann. Dort kam er mit der großen Politik in Berührung, für die er sich Zeit seines Lebens interessierte. In dieser Zeit begann sein Briefwechsel mit Diplomaten und Gelehrten der verschiedensten Fachrichtungen, der ihn sein ganzes Leben lang begleiten sollte. In Mainz machte Leibniz Karriere, ließ aber von seinen vielen weiteren Aktivitäten nicht ab; so entwarf er Konzepte für die Gründung wissenschaftlicher Akademien, für die er später in Berlin, Dresden, Wien und persönlich beim russischen Zaren warb.

Damals sah sich Europa von den Expansionsgelüsten des französischen Königs Ludwig XIV. bedroht. Leibniz entwickelte den sogenannten Ägyptischen Plan, der den „Sonnenkönig“ anregen sollte, statt Europa lieber Ägypten mit Krieg zu überziehen. Leibniz erhielt den Auftrag, eine entsprechende Denkschrift in Paris persönlich am Hof zu übergeben. Doch Ludwig XIV. ließ sich von seinem Vorhaben

nicht abbringen und marschierte bald darauf in Holland ein. Für Leibniz persönlich war jedoch der Aufenthalt in Paris alles andere als erfolglos. Er konnte hier Kontakt mit der wissenschaftlichen Elite seiner Zeit knüpfen. Von Paris aus unternahm er im Rahmen einer Gesandtschaft einen Ausflug nach London. Im Reisegepäck führte er das erste Modell einer von ihm entwickelten Rechenmaschine mit, die alle vier Grundrechenarten beherrschte. Er durfte dieses Modell der Royal Society vorstellen, der nach der französischen Akademie bedeutendsten wissenschaftlichen Vereinigung der Zeit. Seine Vorführung machte einen derart starken Eindruck, dass der junge Gelehrte kurz darauf zum Mitglied der Gesellschaft ernannt wurde – ein ungeheurer Erfolg für den noch nicht 27-Jährigen. Nach Paris zurückgekehrt beschäftigte er sich vor allem mit dem Problem der Infinitesimalrechnung und mit der Erfindung einer allgemein gültigen Universalsprache.

Seine Hoffnung auf eine besoldete Position an der Académie des Sciences erfüllte sich jedoch nicht, und er nahm das mehrfach wiederholte Angebot des hannoverschen Herzogs Johann Friedrich, als Jurist und Bibliothekar in dessen Dienste zu treten.

Hannover

Gottfried Wilhelm Leibniz 1676 kam in eine Stadt, die einerseits erst vierzig Jahre zuvor Residenz der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg aus der calenbergischen Linie geworden war und noch nicht allzu viel höfischen Glanz verbreiten konnte, deren städtebaulicher, sozialer und kultureller Aufstieg sich andererseits aber schon deutlich abzeichnete.

Leibniz' Dienstherr Herzog Johann Friedrich nahm seine fürstlichen Pflichten überaus ernst. Er baute eine straffe Behördenorganisation und eine ebensolche Finanzverwaltung

Abb. 4 linke Seite: Detail der Vier-Spezies-Rechenmaschine von Gottfried Wilhelm Leibniz, um 1700.

Abb. 5 rechte Seite: Gottfried Wilhelm Leibniz an Rudolph August, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg („Neujahrsbrief“), 12. Januar 1697.



auf, der es gelang, Überschüsse zu erwirtschaften. Johann Friedrich war ein Genussmensch, der Kunst, dem Theater und der Oper zugewandt, die er beide in Hannover etablierte. Er legte die Grundlagen dafür, dass Hannover bis zum Weggang des Hofes nach London zu einem Zentrum der Europäischen Musik werden sollte, insbesondere durch das Wirken des Kapellmeisters Agostino Steffani und später Georg Friedrich Händels.

Religion

Ein religionspraktisches Problem ergab sich in Hannover dadurch, dass Johann Friedrich zum Katholizismus konvertiert war. Die Landstände hatten als Reaktion auf die Tatsache, dass die Schlosskapelle nunmehr katholisch geworden war, auf einen Kirchenneubau gedrängt, und so entstand gegenüber dem Leineschloss die evangelisch-lutherische Neustädter Hof- und Stadtkirche Sankt Johannis, der erste barocke protestantische Kirchenbau im Fürstentum und Leibniz' Begräbnisstätte. Der tolerante Johann Friedrich unterstützte den Bau mit eigenen Mitteln, und später sollten an dieser „Straße der Toleranz“ in der Calenberger Neustadt noch eine evangelisch-reformierte und eine katholische Kirche sowie eine Synagoge entstehen.

Diese tolerante Atmosphäre entsprach der irenischen, also auf Frieden ausgerichteten Leibniz'schen Geisteshaltung durchaus. Viele Jahre bemühte er sich um eine Wiedervereinigung des Protestantismus mit der katholischen Kirche, wobei er vom Loccumer Abt Gerhard Wolter Molanus unterstützt wurde. Diese Bemühungen um eine Reunion machten ihn bei der protestantischen Bevölkerung Hannovers allerdings als „Lövenix“ (plattdeutsch: Glaube nichts) durchaus verdächtig, zumal er kein Kirchgänger war.

Pläne und Aufgaben

Obwohl als Bibliothekar und Jurist angestellt, unterbreitete Leibniz seinem Dienstherrn über sein eigentliches Aufga-

bengebiet weit hinausgehende Vorschläge zur Verbesserung des Staatswesens, der Landwirtschaft, des Versicherungs- und Manufakturwesens oder auch Pläne für technische Erfindungen zur Produktionssteigerung in den Harzer Bergwerken, wo Leibniz, allerdings wenig erfolgreich, auch selbst als Unternehmer tätig wurde. Später wandte Leibniz diese Kenntnisse und Erfahrungen an, um eine „Wasserkunst“ in Herrenhausen zu planen und damit die große Fontäne zu betreiben, doch konnten diese Pläne erst nach seinem Tod technisch umgesetzt werden.

Nach dem Tod Johann Friedrichs folgte ihm sein Bruder Ernst August auf den Thron. Er bestätigte Leibniz in seinen Ämtern, hatte jedoch weniger Sinn als sein Vorgänger für schöngestige oder philosophische Unterhaltungen. Leibniz begann, sich intensiv mit der Historie des Welfenhauses zu beschäftigen, was der neue Herrscher gern dazu nutzte, sein Streben nach der Kurfürstenwürde juristisch, politisch und historisch untermauern zu lassen.

Die Leibniz im Jahr 1685 offiziell übertragene Aufgabe, die Geschichte des gesamten Welfenhauses zu erforschen und darzustellen, brachte ihm zwar den Hofratstitel auf Lebenszeit und damit eine dauerhafte finanzielle Sicherheit ein, führte aber in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens häufig zu Konflikten mit seinen Dienstherrn, die auf Fertigstellung drängten. Und obwohl Leibniz auf umfangreichen Recherchen in süddeutschen, österreichischen und italienischen Bibliotheken und Archiven die erhofften Quellen zur Genealogie der Welfen fand, gelang es ihm nicht, die Welfengeschichte zum Abschluss zu bringen.

Auf diesen Reisen nutzte Leibniz jede Möglichkeit, zu persönlichen Kontakten mit den Mächtigen aus Politik und Diplomatie, mit Wissenschaftlern und Praktikern, um über wirklich alle Themen der Zeit, über Gott und die Welt Gespräche zu führen und Briefe zu schreiben – und er wurde mit Ehren überschüttet. Leibniz trug dem Kaiser in Wien vor; in Rom wurde ihm angeboten, die Stellung eines päpst-

Zurück in Hannover stürzte er sich wieder in eine Fülle von Aufgaben, ohne jedoch seine wissenschaftlichen Arbeiten völlig zu vernachlässigen. Ein Mann auf der Höhe seines Ruhmes: 1696 wurde er in Hannover zum Geheimen Justizrat ernannt, 1700 zum auswärtigen Mitglied der Académie des Sciences in Paris; in Berlin ernannte man ihn zum Präsidenten der von ihm konzipierten Sozietät der Wissenschaften und zum brandenburgischen Geheimen Justizrat. Später kamen noch der russische Geheime Justizrat und der kaiserliche Reichshofrat hinzu. 1691 übernahm Leibniz auch die Leitung der Wolfenbütteler Bibliothek.

Wolfenbüttel

Wolfenbüttel, das sich zurecht als Lessingstadt bezeichnet, kann sich mit ebenso großem Recht an den wirklich weltberühmten „letzten Universalgelehrten“ erinnern, der die letzten 25 Jahre seines Lebens die Bibliothek des braunschweigischen Herzogtums mit nachhaltigem Erfolg im Nebenamt leitete und sich gern, oft und lange in der Residenzstadt Wolfenbüttel bzw. im Schloss Salzdahlum aufhielt.

Der ehemalige Direktor des Staatsarchivs in Wolfenbüttel und Leibniz-Forscher Günter Scheel schrieb: „Man kann Leibniz’ sehr erfolgreiches Wirken für die Bibliotheca August kaum besser als mit dem Hinweis charakterisieren, dass er darin von keinem seiner Vorgänger und Nachfolger übertroffen worden ist. Von den Leitern der Bibliothek im 17. und 18. Jahrhundert ist er der einzige gewesen, der mit einem wissenschaftlich fundierten Programm an seine Aufgabe herangetreten ist.“

Der erste moderne alphabetische Katalog dieser als „Achtes Weltwunder“ gerühmten Bibliothek geht auf ihn ebenso zurück, wie die weltberühmte Rotunde mit der Weltkugel auf ihrer Dachspitze (für einige Jahre, dann wegen statischer Unzulänglichkeit entfernt). (Abb. 2) Die gesamte Rotunde wurde 1877 zugunsten des heute vielbesuchten wilhelminischen Bibliotheksgebäudes abgerissen. Hans Reuther schreibt über sie: „Das 1705 bis 1713 vom Landbaumeister Hermann Korb erbaute Bibliotheksgebäude zu Wolfenbüttel bildete die erste als selbständiger Baukörper errichtete Bibliothek der Neuzeit und war zugleich eine der originellsten und geistvollsten Architekturschöpfungen ihrer Zeit. [...] Es ist daher wohl nicht abwegig, in Leibniz den geistigen Urheber der grundlegenden Wolfenbütteler Bauidee zu sehen.“

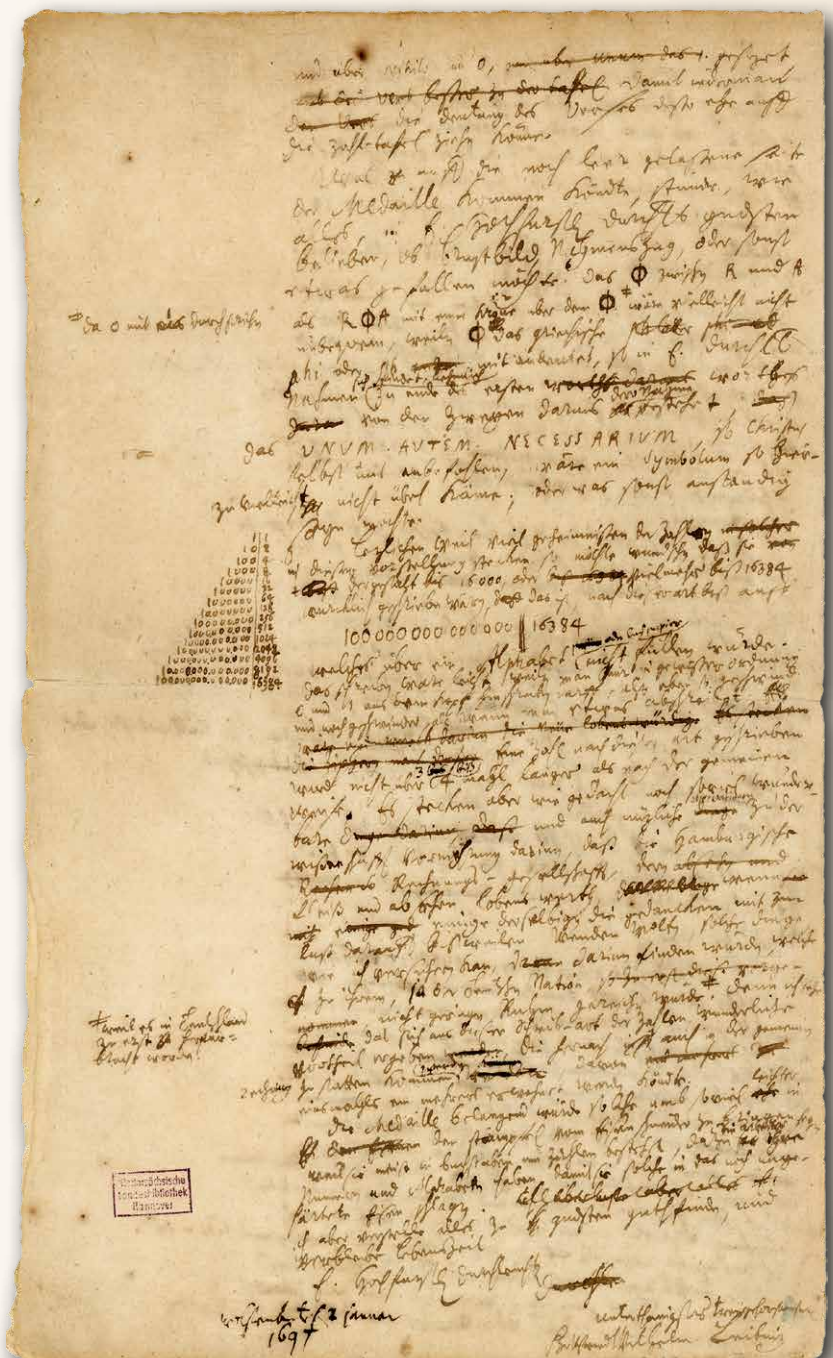
Rechenmaschine und Binärcode

Leibniz war immer bemüht, seine Ideen in die Realität umzusetzen, etwa im Bergbau (Horizontalwindmühlen), in der Militärtechnik

(Maschinengewehre, U-Boote) oder bei der Konstruktion von Rechenmaschinen, mit denen er sich ein Leben lang beschäftigte. Denn er war der Meinung, dass es unwürdig sei, „die Zeit von hervorragenden Leuten mit knechtischen Rechenarbeiten zu verschwenden, weil bei Einsatz einer Maschine auch der Einfältigste die Ergebnisse sicher hinschreiben kann“. Sie wurde originalgetreu repliziert und man kann mit diesem Nachbau alle Rechnungen bis zu 16 Stellen ohne Probleme durchführen, etwa die Aufgabe 12305897 mal 96878532.

Diese sogenannte Vier-Spezies-Rechenmaschine, die erstmals alle vier Grundrechenarten beherrschte ist nicht der einzige Grund, warum man Leibniz als einen der Urgroßväter unserer heutigen Computertechnik bezeichnet. (Abb. 3 und 4)

In einem Schreiben vom 12. Januar 1697 nach Wolfenbüttel legte Leibniz eine der Grundlagen für die heutige Informa-



Der Einsatz des DRK und THW beim Lengeder Grubenunglück 1963

Johannes Fischer

Das Grubenunglück ereignete sich am 24.10.1963 gegen 20:00 Uhr, der Klärteich 12 wurde zum Grubengebäude des Tiefbaus hin undicht und ca. 475.000 m³ Wasser und Schlamm überfluteten das Streckennetz. 129 Bergleute arbeiteten unter Tage. In den ersten Stunden nach dem Wassereinbruch konnten sich 79 Bergleute selbst retten. Sieben Bergleute wurden einen Tag nach dem Unglück, drei Bergleute acht Tage und weitere 11 Bergleute 14 Tage nach dem Unglück gerettet. Der Verketung von glücklichen Umständen ist es zu verdanken, dass die 11 Bergleute nach 14 Tagen gerettet werden konnten. Diese Rettungsaktion ist als Wunder von Lengede in die Geschichte eingegangen. 29 Bergleute kamen bei dem Unglück ums Leben.

Hinweis: Mit DRK und THW waren insgesamt 58 Firmen, Verbände und Hilfsorganisationen mit 951 Personen an den Rettungsarbeiten beteiligt. Hinzu kamen noch 650 Männer von der Ilseder Hütte, insbesondere von der Grube Lengede-Broistedt. Unter anderem haben auch Polizisten aus Hildesheim, Braunschweig und Hannover einen unersetzlichen Dienst geleistet, indem sie die Bohrstellen abgesichert und Zufahrtsstraßen gesperrt haben. Schließlich waren besonders an den Wochenenden sehr viele Schaulustige vor Ort. Auch die Pressekonferenzen wurden polizeilich abgesichert, da die Reporter häufiger aneinander geraten sind. Zudem sorgten Funker der Bundeswehr für die Funkverbindung zwischen den einzelnen Bohrstellen und der Einsatzleitung.

Der Einsatz des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) auf der Eisenerzgrube Lengede-Broistedt begann bereits am 25. Oktober 1963 gegen 5.00 Uhr mit der Alarmierung der ersten Lengeder Rotkreuzschwester. Da in der damaligen Zeit bei Weitem nicht jeder ein Telefon hatte, wurden die weiteren Helferinnen nach und nach benachrichtigt. Gerade auf dem Schachtgelände angekommen, bekamen die Rotkreuzschwestern direkt einen Raum hinter der Kaue für ihre Arbeit zugewiesen, weitere Erklärungen bekamen sie nicht. Zunächst einmal wurden in zwei Schichten á 12 Stunden Unmengen von Broten geschmiert und Tee und Kaffee gekocht. Später kam dann ein Küchenwagen des Roten Kreuzes aus Hannover hinzu, sodass die Helfer mit warmen Mahlzeiten versorgt werden konnten. Insgesamt wurde Folgendes an Verpflegung ausgegeben: 4.680 Portionen Warmverpflegung, 6.750 Portionen Kaltverpflegung, sowie 8.150 Liter Tee und 4.908 Liter Kaffee.

Als die Bohrarbeiten in Barbecke (Rettung von drei Bergleuten aus einer Luftblase) begannen, wurden zwei Schwestern des Ro-

ten Kreuzes dorthin versetzt, um vor Ort das Essen für die eingeschlossenen Bergleute zubereiten zu können. Die Eingeschlossenen wurden von den Helferinnen nach ihren Essenswünschen befragt. In einem Tonmitschnitt von damals erfährt der Hörer, dass die Versorgung sehr gut, ja sogar zu reichlich war. Regelmäßig wurden die Reste wieder nach oben geschickt. Besondere Wünsche hinsichtlich der Versorgung gab es wenige, Himbeersaft wurde gerne getrunken. Die Mahlzeiten für die Eingeschlossenen wurden in Dosen gefüllt und mittels einer Verpflegungsbombe, die über eine Schleuse in das Versorgungsbohrloch eingehängt wurde, nach unter Tage transportiert. Die Schleuse war notwendig, da bei der Versorgung der Eingeschlossenen kein Druck entweichen durfte, andernfalls wären die Männer ertrunken. Auf gleichem Wege wurden die leeren oder mit Resten gefüllten Dosen auch wieder nach über Tage transportiert. Gelegentlich passierte es, dass die Dosen, welche unter Tage in der Luftblase waren, beim Öffnen im Versorgungszelt explodierten. Am 01.11.1963 gegen 15.40 Uhr konnten die drei Bergleute gerettet werden. Die Lengeder Rotkreuzschwestern wurden nach der geglückten Rettung nach Hause geschickt.

Bereits am nächsten Tag wurden sie aber zur Bohrstelle nach Lengede (elf eingeschlossene Bergleute im Bruchhohlraum) beordert. Auch dort wurden Mahlzeiten für die Eingeschlossenen zubereitet. (Abb. 1) Die Versorgung bestand jetzt zumeist aus flüssiger Nahrung, in die Fischli o.ä. gegeben wurde. Da der Innendurchmesser der Versorgungsbohrung lediglich 58 mm betrug, konnte das Essen nicht mehr in Dosen gefüllt werden, dünne Plastikröhrchen fanden Verwendung. Da die elf Eingeschlossenen erst am zehnten Tag nach dem Unglück gefunden wurden, musste die Versorgung langsam aufgebaut werden, was zu Unmut bei den Bergleuten führte. Der Arzt konnte sie jedoch letztendlich von der Notwendigkeit dieser Maßnahmen überzeugen. (Abb. 2) Neben den Lengeder Rotkreuzschwestern waren beispielsweise auch Helfer des Ortsvereins Wolfenbüttel vor Ort. Ihnen wurde ein behelfsmäßiges Zelt in der Nähe der Bohrstelle zugewiesen.

Wie bereits erwähnt, gestaltete sich die Versorgung der Eingeschlossenen im Bruchhohlraum aufgrund des geringen Durchmessers der Versorgungsbohrung deutlich schwieriger. Im Falle der Kleidung war es beispielsweise so, dass diese von zwei Helfern gegenläufig ganz eng zusammengerollt und zusätzlich mit Klebeband fixiert werden musste. Einerseits musste sie durch die Bohrung passen, andererseits sollte sie aber auch möglichst trocken unter Tage ankommen. Die Versorgung lief rund um

Abb. 1 links: Zwei Lengeder Rotkreuzschwestern beim Zubereiten einer Mahlzeit für die elf eingeschlossenen Bergleute im Bruchhohlraum.

Abb. 2 mitte: Eine Rotkreuzschwester befüllt ein Versorgungsröhrchen.

Abb. 3 rechts: Ein Helfer des DRK versorgt einen Helfer des THW nach einer kleineren Verletzung.





die Uhr, in Abwechslung mit Nahrung und Medikamenten etc. Die Helfer des Roten Kreuzes haben den Eingeschlossenen (im Auftrag der Einsatzleitung des Schachtes) zudem Winkeleisen und eine Plastikfolie herunter geschickt, um sich einen Unterstand gegen die Feuchtigkeit zu bauen, welche von der Firste (Stollendecke) heruntertropft, sowie gegen den Staub von den Bohrarbeiten für die Rettungsbohrung. Die Eingeschlossenen haben diese Maßnahme allerdings als Beschäftigungstherapie empfunden. Nachdem die Eingeschlossenen mit der Dahlbuschbombe aus dem Bruchhohlraum gerettet werden konnten, wurden sie auf der Plattform von Helfern des Roten Kreuzes in Empfang genommen und, abhängig von ihrem gesundheitlichen Zustand, zum Clinomobil gestützt oder getragen. In diesem sogenannten Clinomobil erfolgte die Erstversorgung der Bergleute bei Verletzungen. Anschließend wurden sie in die Krankenhäuser nach Salzgitter-Lebenstedt bzw. Peine gebracht. Zu den Aufgaben der Mitarbeiter des Roten Kreuzes zählte auch die Einrichtung eines Verbandplatzes, um andere Helfer mit kleineren Verletzungen behandeln zu können. (Abb. 3)

Abschließend lässt sich sagen, dass es für das DRK einer der größten Einsätze der Nachkriegszeit war. Insgesamt waren 150 Helferinnen und Helfer sowie 15 Fahrzeuge im Einsatz. Neben dem Kreisverband Peine waren die Kreisverbände Hannover-Stadt, Wolfenbüttel und Gifhorn, sowie die Fachdienstbereitschaft aus Hannover anwesend. Dazu kamen 47 Ärzte, davon 34 aus dem Landkreis Peine, die anderen aus Lebenstedt, Hildesheim und Hannover, die im Wechsel Dienst getan haben.

Vom Technischen Hilfswerk (THW) trafen Helfer des Ortsverbandes Wolfenbüttel am 24.10.1963 noch vor Mitternacht auf dem Schachtgelände ein. Dieses frühe Ausrücken war dem glücklichen Zufall geschuldet, dass in dem genannten Ortsver-

band an jenem Abend eine Ausbildungsveranstaltung stattfand, welche gegen 21.30 Uhr endete. Als die Beteiligten gegen 22.00 Uhr noch zusammen saßen, erschien der Ortsbeauftragte und schlug Alarm: „Einsatz in Lengede!“ Der Mannschaftswagen und der Gerätekraftwagen wurden einsatzbereit gemacht, anschließend erfolgte die Abfahrt der 25 Anwesenden. Zunächst hatten die Helfer des THW Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden. Einerseits erschwerte dichter Nebel die Anfahrt zum Schachtgelände, andererseits mussten die Helfer sich erst einmal erkundigen, was die Anforderungen und Anordnungen der Werksleitung bedeuten. „Begeben Sie sich bitte umgehend zu Osten 1!“ – Damit ist beispielsweise die Materialeinfallende (ein Schrägstollen zur 60 m-Sohle) gemeint, über welche die sieben Bergleute gerettet wurden. Unmittelbar nach der Alarmierung hatte der Gerätewart des THW Salzgitter die Aufgabe, alle verfügbaren Leinen, Tauen und Strickleitern zusammenzupacken. Letztere wurden zur Rettung von Bergleuten aus einem Wetterschacht (Eisenrohr mit 1 m Durchmesser) benötigt. Neben dieser Bereitstellung von Material hat das THW auch die Absicherung von Mitarbeitern der Grubenwehr übernommen, die sich in einen Wetterschacht abgeseilt haben. Zu den Aufgaben des Technischen Hilfswerks gehörte es, die mitgebrachten Aggregate betriebsbereit zu machen und die Bohrstellen mit Scheinwerfern auszuleuchten. Darüber hinaus musste auch die Einbruchsstelle des Klärteichs ausgeleuchtet werden, sodass der entstandene Krater mit Erde gefüllt und so ein komplettes Leerlaufen des Klärteichs verhindert werden konnte.

Seitens der Grubenleitung wurde die Frage an das THW herangetragen, ob die Möglichkeit bestünde, THW-Taucher durch die überfluteten Stollen zu schicken. Diese Anfrage musste aus Sicherheitsgründen verneint werden. Wohl aber konnte das THW dabei behilflich sein, das Dach des Wetterschachtes in Broistedt abzunehmen und die Wand aufzubrechen, der Wetterschacht war rund gemauert und hatte einen Durchmesser von 3 m. (Abb. 4) Es ging um den Einsatz einer Pumpe zum Senken des Wasserstandes in der Grube. Für die Pumpe musste der Elektroanschluss gelegt werden und zur Wasserableitung schweißten Helfer eine lange Rohr-

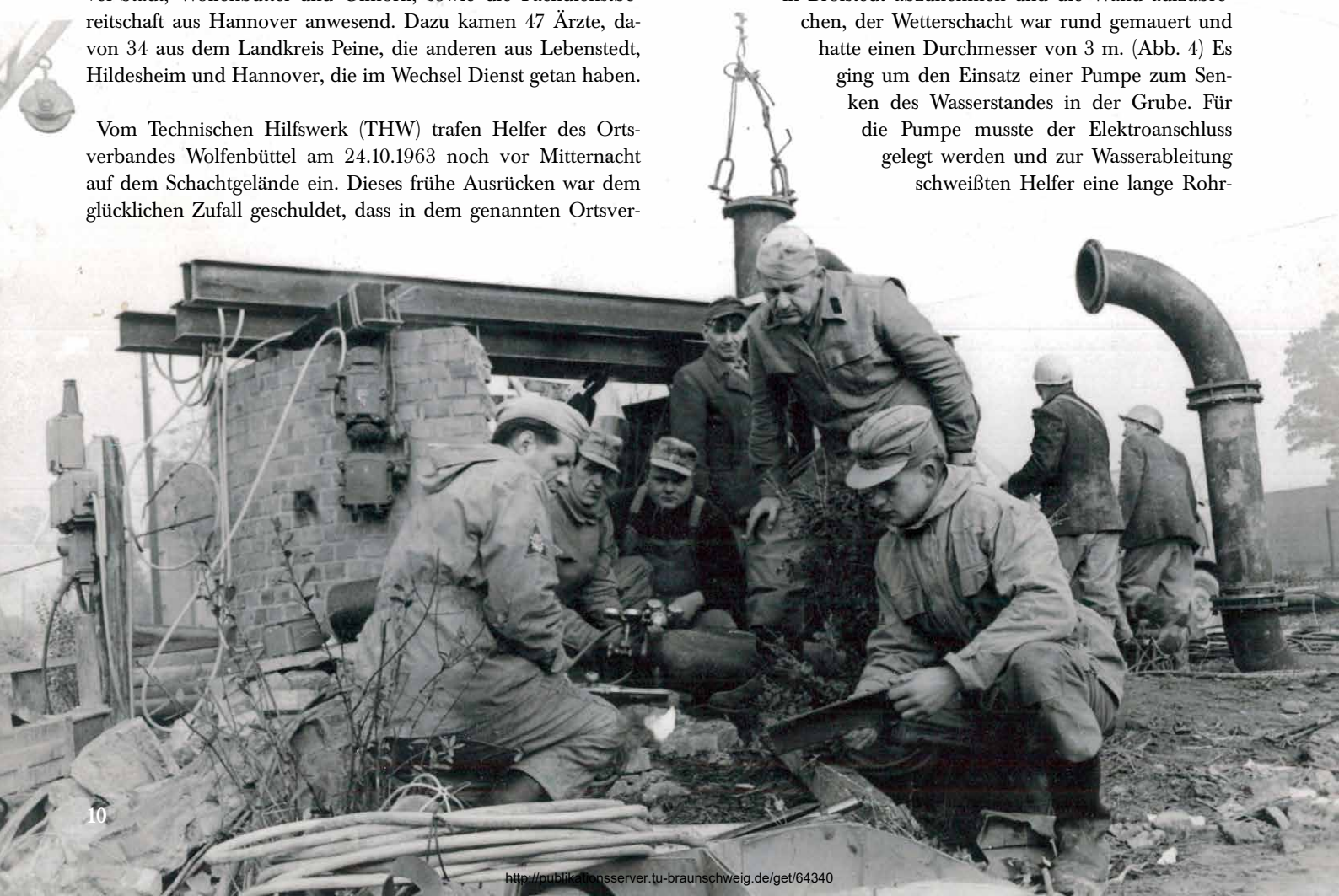


Abb. 4 linke Seite unten:
Helfer des THW bei Arbeiten
am Wetterschacht.

Abb. 5 linke Seite oben:
Zur besseren An- und Abfahrt
der Fahrzeuge wurde seitens
des THW ein Knüppeldamm
errichtet.

Abb. 6 rechte Seite: Helfer
des THW beim Bau eines
Gerüsts für das Fernsehen.



leitung zusammen. Auch wurden seitens des THW regelmäßig die Wasserstände in den Wetterschächten ausgelotet und an die Werksleitung übermittelt.

Das Rote Kreuz hat alle Helfer auch mit warmen Mahlzeiten versorgt. Beispielsweise gab es Erbsensuppe mit Würstchen, welche in Thermobehälter verpackt wurde. Der Wetterschacht Broistedt jedoch lag ein ganzes Stück vom Küchenwagen entfernt, daher kam die Suppe meistens kalt an. Dies stellte jedoch kein großes Problem dar, denn der Ortsverband Wolfenbüttel des THW hatte einen Feldkochherd dabei, sodass Essen und Kaffee für alle Helfer erwärmt werden konnten.

Aber nicht nur in Bezug auf das Essen entdeckten die anwesenden (Bohr-)Firmen, wie nützlich das THW ist. Schon bald wurde der Gerätekraftwagen in der Nähe der Bohrstelle in Barbecke als Werkzeugmagazin genutzt, nachdem bei Materialanfragen an die Einsatzleitung immer wieder darauf verwiesen wurde.

Die Mitarbeiter des Technischen Hilfswerks wurden schnell als Alleskönner bezeichnet. Egal ob Schweißarbeiten zu erledigen waren, oder (Stark-)Stromleitungen gelegt werden mussten. Auch die Öfen in den Zelten der Hilfsorganisationen wurden in Betrieb genommen und regelmäßig kontrolliert, sowie mit Diesel befüllt. Schließlich herrschten nachts bereits Minustemperaturen, zudem war es extrem feucht. Unterschiedliche Arbeiten erledigten die Helfer des THW, sie haben damit einen wertvollen Beitrag zum Gelingen der Rettungsaktion geleistet.

Speziell im Fall der Rettungsstelle Lengede war es aufgrund des sehr schlammigen Bodens von Nöten, dass seitens des THW mehrere Knüppeldämme (durch Rundhölzer oder Bohlen befestigte Wege) gebaut wurden, um das Gelände für die schweren Fahrzeuge der Bohrfirmen überhaupt erst befahrbar zu machen. Andernfalls wären diese stecken geblieben. Darüber hinaus wurde an einigen Stellen der Schlamm weggeschaufelt und der Graben mit Kies aufgefüllt, um das Gelände auch einigermaßen begehbar zu machen. (Abb. 5)

Da aufgrund der Instabilität des Gebirges in Lengede bei den Bohrarbeiten nicht mit Wasserkühlung und -spülung gearbeitet werden konnte (das Gewicht der Wassersäule wäre so hoch gewesen, dass dies möglicherweise zum Einsturz des Bruchhohlraumes geführt hätte), musste mit Druckluft gearbeitet werden.

Ein entsprechender Kompressor war aufgrund eines glücklichen Zufalls bei einer Firma in Georgsmarienhütte auslieferungsbereit und konnte umgehend nach Lengede transportiert werden. Die zur Inbetriebnahme vor Ort benötigte Druckleitung wurde ebenfalls vom THW verlegt und verschweißt. Ein weiterer Auftrag lautete: Erstellen eines Arbeitsgerüsts für die Rettungsbohrung (die Plattform, auf welcher die Geretteten später aus der Dahlbuschbombe ausstiegen), hinzu kamen Gerüste für die Fernsehkameras. (Abb. 6)

Zu Beginn der Rettung der Eingeschlossenen haben die Helfer ein Spalier für die Geretteten gebildet, auf deren Weg von der Bohrplattform bis zum Krankenwagen. Die Erleichterung über den geglückten Einsatz war bei allen Beteiligten groß.

Für alle Helfer gilt, dass sie unermüdlich gearbeitet haben, um die geglückte Rettungsaktion zu ermöglichen. Da die Leistungen der Hilfsorganisationen meist außerhalb des Blickwinkels von Presse, Rundfunk und Fernsehen lagen, wurden diese häufig vergessen. Diese Ausarbeitung soll daran erinnern.

Literatur:

Cleve, Werner: *Das Wunder von Lengede*. In: *Braunschweigische Heimat* 100 (1), S. 6-11.

Cleve, Werner: *Grubenunglück Lengede 1963*. In: *Braunschweigische Heimat* 99 (2), S. 23-27.

Bericht einer Rotkreuzschwester aus Lengede zum Grubenunglück 1963. Unveröffentlichtes Manuskript, Lengede 2003.

Das Wunder von Lengede. Zeitzeugen erinnern sich. Eine Dokumentation der Peiner Allgemeinen Zeitung, Peine 2003.

Die Improvisation feierte Triumphe. Bericht des DRK aus dem Jahr 2003. Online verfügbar: <http://www.fdb-drk.de/lengede1963.html> (Abgerufen am 07.11.2015, 14.17 Uhr)

Stein, Rudolf et al.: *Lengede – Werkszeitschrift der Ilseder Hütte (Sonderausgabe) Nr. 38, 1964*.

Zeapernick, Günther: *Lengede*. – In: *Das Technische Hilfswerk. Monatszeitschrift des THW*. Nr. 12, 1963.

Zeitzeugen: Gisela Ahrberg (DRK), Gerhard Profus (THW), Ingolf Will (DRK) und Hans Wingerning (THW).

Abbildungsnachweis: Das verwendete Bildmaterial wurde dem Archiv der Gemeinde Lengede entnommen.

War der Veltenhöfer Kuckkuksberg eine Wasserburg?

Rolf Ahlers

In unruhigen Zeiten des Mittelalters fürchteten sich die in den Dörfern ansässigen Menschen immer wieder vor Überfällen und Brandschatzungen räuberischer Banden. Im ländlichen Gebiet war an eine Verteidigung kaum zu denken, die Menschen entzogen sich den Angriffen lieber durch Flucht. Zu diesem Zwecke hatten sie sich befestigte Plätze an von der Natur begünstigten Stellen angelegt. Als Standort für eine derartige „Fluchtburg“ kam ein Hügel infrage, möglichst umgeben von Dornengestrüpp oder Wasser, in einem Niederungsgebiet gut möglich. Auch stellten Fluchtburgen eine Art von Grenzbefestigung für einen Herrschaftsbereich dar.

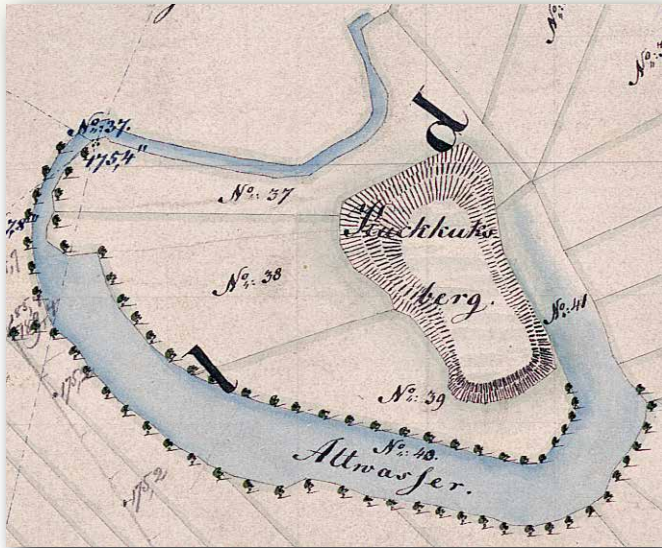
Im hier betrachteten Gebiet nordwestlich von Braunschweig gab es entlang der Flüsse Oker und Schunter etliche, allgemein als Burg bezeichnete Anlagen. Beispielshalber haben Schultz¹, Hahne² und Kretzschmar³ eingehend darüber berichtet. Zur „Beverburg“ schrieb Schultz 1960, dass Hans Lindemann (Ölper) darauf aufmerksam machte, „daß auf dem Feldriß (1820) von Oelper⁴ zwischen dem Dorfe Oelper und der Bahnstrecke, vielleicht überhaupt an der Stelle der Bahnstrecke, ein Karree eingezeichnet sei mit der Bezeichnung „Beverburg“ (Beverburg evtl. gleich Bieberburg). Urkundliche Überlieferungen liegen nicht vor.“ Kartiert ist „Die Bebersburg“ unmittelbar südlich der heutigen Kreuzungsstelle Autobahnbrücke über die Eisenbahnstrecke. Das eingezeichnete Karree misst (gerundet): 4 Ruten (≈ 18 m) in Nord-Süd-Richtung, 5 Ruten (≈ 23 m) in West-Ost-Richtung. In der Örtlichkeit, einem ebenen Wiesengelände, ist davon heute nichts mehr erkennbar. (Abb. siehe Titelseite)

Bei der systematischen Recherche zur Scheverlingenburg (in Walle, Landkreis Gifhorn) stieß ich auf eine Karte⁵ von 1838. Darauf fand ich zwar nicht den von mir gesuchten Inhalt, wohl aber – als „Beifang“ und überraschend – den beträchtlich großen Kuckkuksberg: Einen etwa rechteckigen Hügel an der engsten Stelle der Okerschleife um den Fettwinkel in der Gemarkung Veltenhof, mit den Abmessungen des Plateaus (gerundete Mittelwerte): 15 Ruten (≈ 68 m) lang, 6 Ruten (≈ 27 m) breit. (Abb. 1 u. 2) Der erste Eindruck: Es wird sich im Grundansatz um eine durch

Abb. 1 links unten und Abb. 2 rechts oben: Der Kuckkuksberg auf der Karte von 1838, Ausschnitte. NLA WO, K 5210.

Der (immer noch beeindruckende Rest vom) Kuckkuk-berg heute, **Abb. 3 unten mitte:** vom westlich vorbeiführenden Weg aus gesehen, **Abb. 4 unten rechts:** Blick von oben auf den wassergefüllten Randgraben. Fotos von Rolf Ahlers am 29.01.2016.





Naturgewalten (Eiszeiten und Verwehungen) gebildete Oberflächenformation handeln, die durch Menschenhand in eine regelmäßige Gestalt gebracht wurde. Hahne schrieb dazu: „... ein hoher künstlicher Erdaufwurf durch viele Sandfuhren vom gegenüberliegenden östlichen Steilufer (Anm.: jenseits der Oker) hergestellt ...“ Durch Abgrabungen zum Auffüllen von Altarmen der Oker ist heute lediglich noch ein Rest der einstigen Ausdehnung vorhanden, immerhin noch etwa sechs Meter hoch. Die Berechnung als rechteckiger Pyramidenstumpf (68/27/6 Meter Länge/Breite/Höhe, 45 Grad Böschungswinkel) ergibt für das Volumen nahezu 15.000 Kubikmeter, das wären über 800 Fuhren mit einem heutigen Sattelkraftfahrzeug (Zugmaschine mit Auflieger). Das Ergebnis dieser Berechnung macht doch sehr nachdenklich und zweifelnd: Der doch recht große Kuckuksberg wurde einst in Hand- und Spanndiensten geschaffen? Der vorn genannte erste Eindruck ist naheliegender.

Ob der Kuckuksberg, eine Burg gewesen ist, mag noch dahingestellt sein, auch ist fraglich, zu welcher Zeit und zu welchem Zweck sich Menschen damals daran zu schaffen gemacht haben. Die Namensgebung wird auf „kucken“ bezogen – ein Berg, von dem man kucken konnte, um heranrückende Feinde frühzeitig wahrzunehmen. Insofern mag der Kuckuksberg ein Glied der Braunschweiger Landwehr gewesen sein. Wenn es auch eine Burg war, ergab sich die günstige Lage als vom Okerwasser umgebene Wasserburg. Der noch heute deutlich aus der ebenen Umgebung „herausragende“ Kuckuksberg (auch als Kuckuksbuckel bezeichnet) hat eine unregelmäßige Ausdehnung und Höhe, ist bewachsen mit Bäumen und Sträuchern und befindet sich bei Okerhochwasser in Insellage.

Anmerkungen:

- ¹ Schultz, Hans-Adolf: *Burgen und Schlösser im westlichen Teile des Landkreises Braunschweig*. In: *Heimatbote des Landkreises Braunschweig*, 1960, S. 49-55. / Schultz, Hans-Adolf: *Verborgene Historische Stätten, die Scheverlingenburg – Walle*. In: *Braunschweigische Heimat* 1972 (4), S. 97-102. / Schultz, Hans Adolf: *Die „Hünenburg“ bei Bevenrode*. In: *Braunschweigische Heimat* 1975 (2), S. 33-36. / Schultz, Hans Adolf: *Verborgene historische Stätten: Burg und Schloß Vechelde*. In: *Braunschweigische Heimat* 1971 (3), S. 89-94. / Schultz, H. A.: *Verbirgt sich in dem „Tempelhof“ zu Harxbüttel eine mittelalterliche Buranlage?* In: *Braunschweigische Heimat* 1969 (2), S. 61-63.
- ² Hahne, Otto: *Die mittelalterlichen Burgen und Erdwälle am Okerlauf*. – Braunschweig 1965. (Die darin zum „Kuckuksberg“ angegebene Literaturstelle ließ sich bibliografisch nicht ermitteln.)
- ³ Kretzschmar, Lars: *Die Schunterburgen*. – Wolfenbüttel, 1997.
- ⁴ Plan von dem Dorfe und der Feldmark Oelper. Copiert von Carl Stelling, 1820. NLA WO, K 5844.
- ⁵ Oker Fluss nebst Inundationsgrenze von der Oelper Schleuse bis Rothemühle, aufgenommen, angetragen und nivelliert durch E. H. Bruns, Landesökonomie-Kondukteur, 1838. NLA WO, K 5210.





Prof. a. D. Dr.-Ing. Dietrich Hummel

Das Segelflugzeug „Cumulus“

Erstes in der Region Braunschweig entstandenes Nachkriegs-Baumuster

Luftsport in Deutschland 1945-1955

Mit der Unterzeichnung der Kapitulationserklärung am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg in Europa. Die Besatzungsmächte übernahmen am 5. Juni 1945 die oberste Regierungsgewalt. Den Deutschen wurde „die Herstellung, der Besitz, die Unterhaltung und der Betrieb von Luftfahrtgeräten jeglicher Art“ bei Strafe verboten. Erst mit dem Grundgesetz vom 23. Mai 1949 ergab sich eine gewisse Teilsouveränität und damit die Möglichkeit des Aufbaus einer Luftfahrtverwaltung. Die Luftfahrt wurde dem Bundesministerium für Verkehr (BMV) zugeordnet, das aber zunächst nur eine Beobachterfunktion hatte.

Fünf Jahre nach Kriegsende war zu erkennen, dass die Alliierte Hohe Kommission (AHK) der Besatzungsmächte den Deutschen den Modellflug-, Ballon- und Segelflugsport wieder erlauben würde. Am 3. August 1950 wurde in Gersfeld (Rhön) der Deutsche Aero-Club (DAeC) gegründet. Die AHK genehmigte am 31. August 1950 die Herstellung und die Verwendung von Flugmodellen [5]. Das BMV beauftragte am 2. Februar 1951 die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt (DVL), eine Prüfstelle für Luftfahrzeuge (PfL) einzurichten, die am 29. Mai 1951 in München ihre Arbeit aufnahm. Sie war zuständig für die Muster-, Stück- und Nachprüfung von Segelflugzeugen. Am 28. April 1951 ließ die AHK den Ballon- und Segelflugsport in Deutschland wieder zu und

Abb. 11 linke Seite oben: Mustergeprüfte Form des Cumulus 1952 (D – 6000 mit rundem Seitenleitwerk, Flügel und Rumpf repariert).

Abb. 1 und 2 linke Seite unten: Bau der Tragflächen des Cumulus in Wolfenbüttel.

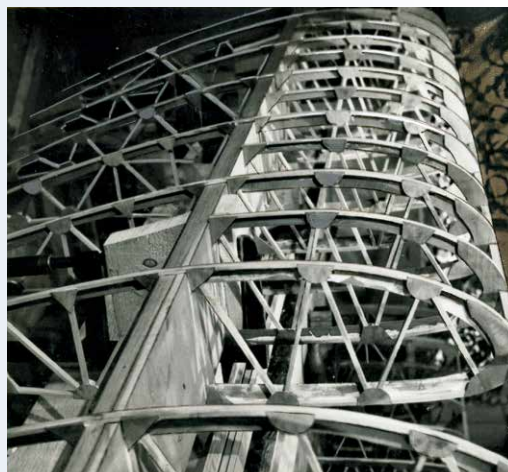
Abbildungen rechte Seite von oben nach unten

Abb. 3: Bau des Stahlrohr-rumpfes und der Leitwerke in Salzgitter.

Abb. 4: Probesitzen von Ernst Hirte, Salzgitter, im Stahlrohr-rumpf.

Abb. 5: Ausstellung des Rohbaus des Cumulus bei einer Veranstaltung auf der Meesche in Wolfenbüttel am 29. Juli 1951.

Abb. 6: Nach der Fertigprüfung durch die PfL: Abnahmeflug durch Hanna Reitsch (hinter ihr ganz rechts Karl-Heinz Kneschke).



hob am 19. Juni 1951 auch das Verbot des Baus von Segelflugzeugen auf. Diese Nachricht wurde zwei Tage später vom BMV bestätigt. Nun begann bundesweit in kurzer Zeit der Aufbau eines Prüfwesens für Segelflugzeuge mit Hilfe von amtlichen Luftfahrtsachverständigen und von Bauprüfern. Der DAeC wurde durch Erlass des BMV als allein zuständig für den Segelflugsport anerkannt. Er begann sofort mit der Organisation des neuen Segelfluges [7], [8].

Das Luftfahrt-Bundesamt (LBA) als Bundesoberbehörde für Aufgaben der zivilen Luftfahrt wurde am 30. November 1954 durch Gesetz geschaffen. Das BMV bestimmte Braunschweig zum Sitz des Amtes, das am 1. Februar 1955 seinen Dienst aufnahm. Die Bundesrepublik Deutschland erlangte dann am 5. Mai 1955 ihre volle Souveränität und erhielt damit auch die Verantwortung für die gesamte zivile Luftfahrt, sodass im Luftsport auch der Motorflug wieder zugelassen war [3].

Möglichkeiten für den Flugsport in der Region Braunschweig nach 1945

Das Verbot der Besatzungsmächte jeglicher fliegerischer Betätigung für Deutsche wurde von den ehemaligen Fliegern sehr schmerzlich empfunden. Die Sehnsucht zu fliegen wurde umso stärker, je länger das Kriegsende zurücklag. Das Verbot von Bau und Betrieb von Flugmodellen war schwierig zu kontrollieren. Deshalb benutzten viele dies als Einstieg in die Luftfahrt, um so wenigstens das Interesse wachzuhalten. Bereits 1948 wurde an der TH Braunschweig eine Akademische Flugmodellbaugruppe (AFG) gegründet. Als sich 1949 nach der Verkündung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland die Aussichten für die Wiedenzulassung des Flugsports besserten, wurden in der Region Braunschweig mehrere – immer noch illegale – Vorläufer von Flugsportvereinen gegründet. In Braunschweig entstand ein „Braunschweiger Bootsverein“ [3], in Wolfenbüttel, sogar mit Unterstützung durch die Militärregierung, ein „Technischer Bastelclub“ und im November 1949 in Salzgitter ein „Aero-Club Salzgitter“ [4]. Ziele dieser Zusammenschlüsse waren meist die Bereitstellung von Werkstatträumen und von Werkzeugen sowie die Beschaffung von Bauplänen und Baumaterial für Segelflugzeuge. Anlässlich des Todestages von Otto Lilienthal (1848-1896) fand am 10. August 1949 ein verbotenes Segelfliegertreffen auf der Wasserkuppe in der Rhön statt, an dem auch eine Gruppe von Flugbegeisterten aus Wolfenbüttel unter großen Schwierigkeiten teilnahm. Bereits 1950 begann in der Region Braunschweig der heimliche Bau von Segelflugzeugen.

Nach der Gründung des Deutschen Aero-Clubs war das Verstecken nicht mehr nötig. Schon am 12. August 1950 etablierte sich eine Gruppe „Salzgitter“ [11], bei der es sich aber wohl um eine offizielle Neugründung des Aero-Club Salzgitter im DAeC handelte. Am 15. August 1950 entstand aus dem „Technischen Bastelclub“ die „Luftsportgemeinschaft (LSG) Wolfenbüttel“. In Braunschweig wurde der Aero-Club im Januar 1951 gegründet, am 1. Mai 1951 beschloss der Postsport Verein Blau-Gelb die Einrichtung einer Segelflugabteilung und am 4. Juli 1951 wurde die Akademische Fliegergruppe (Akaflieg) wieder ins Leben gerufen [3].

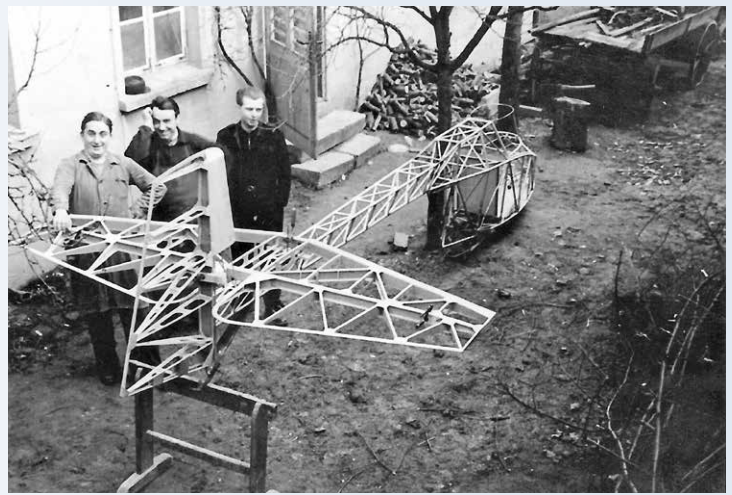




Abb. 7 unten: Der Cumulus auf der Wasserkuppe am 25./26. August 1951.

Abb. 8 oben: Taufe des Cumulus am 7. Oktober 1951 in Salzgitter-Bad.

Für die Ausübung des Segelflugsports standen in der Region Braunschweig nur wenige Flugplätze zur Verfügung. Die vorbildlichen und unbeschädigten Gebäude und Einrichtungen der bekannten Segelflugschulen auf dem Ith bei Eschershausen und auf dem Schäferstuhl bei Salzgitter-Gitter wurden in der Nachkriegszeit anderweitigen Verwendungen zugeführt. Sie waren für den Segelflug verloren. Die zugehörigen Flugplätze konnten aber nach und nach wieder benutzt werden. Das Gebäude der Segelflugübungsstelle Heeseberg bei Jerxheim [6] war nach dem Kriegsende abgerissen worden. Der Flugplatz selbst konnte für den Segelflug jedoch nicht mehr genutzt werden, weil er zu nahe an der Grenze zur sowjetischen Besatzungszone lag. Große Hoffnungen für den Segelflugsport ruhten daher auf dem Flughafen Braunschweig-Waggum, der aber im Gegensatz zu den drei bisher genannten Plätzen über keinen Hang verfügte, der Gummi-seilstarts und bei starkem Wind Dauerflüge ermöglicht hätte. Auch musste der Flughafen nach und nach aus der landwirtschaftlichen Nutzung wieder in einen Flugplatz zurückver-

wandelt werden. Der erste zivile Start nach dem Kriege fand dann am 20. Juli 1952 statt [3].

Die neuen Segelfluggruppen verfügten über keine Flugzeuge, die über das Kriegsende gerettet worden waren. Ein vollständiger Neuanfang war notwendig, der aber auch nur mit Hilfe von bewährten Baumustern gelang. Fast alle Gruppen begannen mit dem Bau des bekannten Übungsegelflugzeuges Grunau Baby, wobei die Ausführung II b oder die neueste Version III gewählt wurde. Für die Anfängerschulung wurden zusätzlich mehrere Schulgleiter SG 38 gebaut. Lediglich der Aero-Club Braunschweig war darüber hinaus durch Spenden der Wirtschaft in der Lage, die Nachkriegs-Neukonstruktion Kranich III zu erwerben und am 16. August 1952 in Betrieb zu nehmen [3].

Der Bau des Prototyps Cumulus I

Beim Bau ihres ersten Segelflugzeuges gingen die Gruppen in Salzgitter und Wolfenbüttel einen besonderen Weg. Bereits 1948 war eine Arbeitsteilung für den Bau eines Grunau Baby II b beschlossen worden. Die Herstellung der Tragflächen begann in Wolfenbüttel im Winter 1949/50, wo in der Privatwohnung von Gerhard Friedrich in Schablonen Rippen für den Flügel verleimt wurden. Im Frühjahr 1950 konnte am Schützenplatz in Wolfenbüttel eine ausgediente Bau-baracke als Arbeitsraum für den „Technischen Bastelclub“ bezogen werden. Damit bestand nun die Möglichkeit, größere Bauteile zu bearbeiten, und in dieser Werkstatt, genannt „Alter Knochen“, entstanden die Tragflächen des neuen Segelflugzeuges. (Abb. 1 u. 2)

Nach der Rückkehr von der Gründungsversammlung des DAeC auf der Wasserkuppe, an der viele Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft teilgenommen hatten, wurde 1950 die Arbeitsteilung zwischen dem Aero-Club Salzgitter und der LSG Wolfenbüttel erneuert und intensiviert. In Wolfenbüttel wur-



de der Kontakt zu Gerhard Reinhard, Braunschweig, hergestellt. Er war Segelflieger seit 1934, hatte während des Krieges als Teilekonstrukteur bei den Lutherwerken in Braunschweig [11] gearbeitet und war dann bis 1945 Angehöriger der Luftwaffe gewesen. Von 1946 bis 1948 hatte er ein Maschinenbaustudium an der Ingenieurschule in Wolfenbüttel absolviert. Nach dem Fund des verrotteten Stahlrohrumpfes einer von den Engländern geworfenen Mü 13 d im Wald nahe der früheren Reichssegelflugschule in Salzgitter-Gitter entwarf er auf dieser Grundlage einen Stahlrohrumpf für das neu entstehende Grunau Baby. Ein großer Vorteil gegenüber dem konventionellen Holzrumpf war die größere Energieaufnahme im Fall einer Bruchlandung und damit die geringere Verletzungsgefahr. Ein dünner Leitwerksträger veränderte zwar die Flugmechanik etwas, sodass ein anderes Seitenleitwerk notwendig wurde, aber Maße und Gewichte des Grunau Baby II b blieben nahezu erhalten, was die Zulassung des neuen Flugzeugs erleichterte. Die Durchführung der Schweißarbeiten war nur in Salzgitter möglich, wo ein erfahrener Mitarbeiter verfügbar war. Deshalb entstanden der Stahlrohrumpf und die zugehörigen Leitwerke in Salzgitter. Die Teile wurden in Kellern und Dachkammern gebaut und in der Tischlerwerkstatt Hirte in Salzgitter-Ohlendorf zusammengefügt. Wahrscheinlich ist, dass auch große Bauteile der Tragflächen wie z. B. die Holme bei Hirte in Ohlendorf hergestellt und dann heimlich nach Wolfenbüttel gebracht worden sind, denn die Helling für die Flügel befand sich in Wolfenbüttel. Die Bauarbeiten am Rumpf wurden in Salzgitter häufig kontrolliert, weil das Gerücht umging, in Ohlendorf würden Flugzeuge gebaut. Verdächtige Bauteile wurden auf Vorwarnungen hin vorübergehend auf den Dachboden oder in ein Versteck nach Halchter geschafft. Bei der Kontrolle selbst wurde das Rumpfvorderteil als „Kabinenroller“ deklariert und in der Tischlerwerkstatt wurden große Flugmodelle gezeigt. (Abb. 3 u. 4)

Nach der Aufhebung des Bauverbots für Segelflugzeuge

wurde mit Hochdruck an der Fertigstellung des neuen Flugzeuges gearbeitet, denn es sollte an der ersten Flugveranstaltung des DAeC auf der Wasserkuppe teilnehmen, die für den 11./12. August 1951 vorgesehen war. Der Antrag auf Prüfung war über den neuen Landesverband Niedersachsen (LVN) des DAeC bei der im Aufbau befindlichen Prüfstelle für Luftfahrzeuge (PfL) in München gestellt worden. Von ihr wurde eine Einzelprüfung als Musterprüfung durchgeführt mit dem Ziel, eine vorläufige Fluggenehmigung für die Tage der Flugveranstaltung auf der Wasserkuppe zu erhalten. Nach der Fertigstellung des Flugzeugs wurde der Rohbau am 29. Juli 1951 anlässlich einer Luftfahrtveranstaltung auf der Meesche in Wolfenbüttel öffentlich vorgestellt. Danach fand die Rohbauprüfung am 4. August 1951 in Salzgitter-Ohlendorf durch den Bauprüfer Lothar Sievers aus Helmstedt [6] statt mit dem Ergebnis: „Gegen eine vorläufige Einzel-Fluggenehmigung – vorbehaltlich des Ergebnisses der Fertigprüfung, habe ich prüfungstechnisch keine Bedenken“. In den Tagen danach wurde das Segelflugzeug bespannt und die abschließenden Lackierarbeiten durchgeführt. Auch ein Transportwagen für den Straßentransport wurde gebaut. Da die Flugveranstaltung des DAeC auf der Wasserkuppe auf das Wochenende 25./26. August 1951 verschoben worden war, konnte nun dieser Termin eingehalten werden. (Abb. 5)

Vor der Abreise fanden am 19. August 1951 in aller Stille und ganz außerhalb der Legalität drei Probeflüge (Flüge 1 bis 3) mit Gummiseilstarts auf dem Schäferstuhl bei Salzgitter-Gitter statt, die sehr zufriedenstellend verliefen. Die Piloten waren der Konstrukteur Reinhard, für Salzgitter Karl-Heinz Kneschke und für Wolfenbüttel Gerhard Friedrich [10]. (Abb. 6 u. 7)

Auf der Wasserkuppe angekommen fand dort am 25. August 1951 die Fertigprüfung als Sonderprüfung durch die PfL statt. Dabei erwiesen sich viele kleinere bauliche Veränderungen als erforderlich. Anschließend führten die beiden Altmeister Heinz Kensche (a) und Hanna Reitsch (b) jeweils



Abb. 9: Taufe des Cumulus am 7. Oktober 1951 in Salzgitter-Bad.



einen Abnahmeflug nach Windenstart durch (Flüge Nr. 4 und 5). Die fliegerischen Beanstandungen betrafen trotz positiver Gesamtbeurteilung (a) Verbesserungen der Längsstabilität, der Seitenruderwirksamkeit sowie der Anordnung der Fußpedale und (b) die sofortige Stilllegung der Spreizklappen am Ende des Rumpfbootes wegen gefährlicher Beeinflussung des Höhenleitwerks sowie die Verbesserung der Seitenruderkräfte. Die PfL hat daraufhin die Unbedenklichkeitserklärung abgegeben und damit war das Flugzeug zur Teilnahme am kommenden Flugtag vorläufig zugelassen. Am 26. August 1951 wurden dann von Segelfliegern aus Salzgitter und Wolfenbüttel insgesamt 9 Flüge (Starts 6 bis 14) auf der Wasserkuppe durchgeführt. Allerdings durften die Spreizklappen am Ende des Rumpfbootes nicht mehr benutzt werden, sodass im Landeanflug geslipped werden musste. Da nicht alle Piloten diesen Seitengleitflug (Slip) einwandfrei beherrschten, endeten die Flüge schließlich mit einer etwas harten Landung, bei welcher der Leitwerksträger leicht verbogen wurde [9].

Taufe in Salzgitter

Nach der Rückkehr von der Wasserkuppe war der kleine Schaden am neuen Segelflugzeug rasch behoben. Nach der Reparatur wurden auf dem Schäferstuhl zwei Kontrollflüge (Starts 15 und 16) von Reinhard und Kneschke durchgeführt. Das Flugzeug wurde am 7. Oktober 1951 auf dem Platz vor der Kreissparkasse (Klesmerplatz) in Salzgitter-Bad vom Niedersächsischen Minister für Wirtschaft und Verkehr Hermann Ahrens auf den Namen „Kameradschaft“ getauft [1]. (Abb. 8 u. 9) Der Taufname stand auf der linken Rumpfseite von links oben nach rechts unten abfallend. Darüber hinaus trug das Flugzeug keine weitere Beschriftung und es besaß noch das ursprüngliche eckige Seitenruder des Grunau Baby II b.

Der Name „Cumulus“ für das Baumuster geht wohl auf Kneschke, Salzgitter, zurück [11], der bei der Zulassungspro-

zedur federführend war. Der Streckenflug für das silberne Leistungsabzeichen des berühmten Segelfliegers Peter Riedel (1906-1998) war 1932 mit einem Übungssegler des Baumusters „Professor“ mit dem Kennzeichen D-CUMULUS durchgeführt worden [12]. Dieses Flugzeug bedeutete für Kneschke den Inbegriff eines erfolgreichen Thermikseglers. Er hat diesen Namen deshalb für das neue Baumuster eingeführt.

Auf Grund der zunächst bis zum 31. Januar 1952 gültigen Unbedenklichkeitserklärung der PfL erhielt der Cumulus die vorläufige Zulassung. Zuständig hierfür war das Niedersächsische Ministerium für Wirtschaft und Verkehr. Es erteilte dem Prototyp des Cumulus als dem ersten nach dem Krieg in Niedersachsen zugelassenen Segelflugzeug 1951 das amtliche Kennzeichen D - 6000, wobei die 6 für Niedersachsen stand.

Nach der Taufe in Salzgitter wurde der Cumulus am 14. Oktober 1951 bei einem Flugtag in Wolfenbüttel auf dem ehemaligen Exerzierplatz (Drohnenberg) vorgeführt. An dieser Veranstaltung nahm eine Abordnung der British Airforce of Occupation (BAFO) teil, die mit einem Segelflugzeug des Baumusters Grunau Baby II b und einer Schleppwinde vom Ith gekommen war. Der britische Segelflugehrer Andy Gough führte dabei 9 Starts auf diesem Grunau Baby durch. Vier weitere Flüge fanden mit dem Cumulus statt (Starts 17 bis 20). Pilot bei einem dieser Flüge war der ehemalige Flugehrer Sepp Niederstadt, der zur Mannschaft der BAFO vom Ith gehörte. Die übrigen Flüge hat wohl Gough durchgeführt [2].

Absturz auf dem Ith

Am 28. November 1951 war eine Abordnung aus Salzgitter mit dem Cumulus zum Gegenbesuch bei den Engländern auf dem Ith, wo auch Niederstadt tätig war. Leider konnten nur drei Flüge stattfinden (Starts 21 bis 23), denn es kam zu einem Unfall: Der Cumulus landete beim Hangsegeln in

einer hohen Buche. (Abb. 10) Mit großer Mühe wurden der Unglückspilot und das Flugzeug geborgen. Zu diesem Zeitpunkt besaß der Cumulus noch das eckige Seitenleitwerk des Grunau Baby, aber das Kennzeichen D - 6000 war schon angebracht. Nach dem Absturz wurde am 2. Dezember 1951 eine Sonderprüfung des Bruchs vorgenommen. Die Reparatur konnte sehr rasch durchgeführt werden und bereits am 4. Mai 1952 fand die erneute Rohbauprüfung statt.

Musterprüfung

Da der Cumulus für den Selbstbau durch Segelfluggruppen zugelassen werden sollte, war eine Musterprüfung durch die PfL erforderlich. Der zugehörige Antrag des Herstellers Reinhard ist vom 1. Mai 1952 datiert. Das Musterflugzeug befand sich aber noch nicht wieder in flugbereitem Zustand. Die Fertigprüfung wurde am 29. Juni 1952 durch Hans Niemann, Schöningen (PfL 60), als Vertreter von Sievers, Helmstedt (PfL 52), vorgenommen. Die nachfolgende Unbedenklichkeitserklärung der PfL für das Musterflugzeug führte zu dessen vorläufiger Zulassung bis zum 31. Juli 1952. Um weitere Probeflüge im Rahmen der Musterprüfung zu ermöglichen, wurde sie bis 30. September 1952 verlängert. (Abb. 11) Im Rahmen der Musterprüfung erhielt der Cumulus ein geändertes, rundes Seitenleitwerk. Die Verwendung der am Musterflugzeug angebrachten Störklappen am hinteren Ende des Rumpfbootes war bei den Abnahmeprüflügen auf der Wasserkuppe bereits verboten worden. Die vorhandenen

Störklappen wurden bei der Musterprüfung ignoriert und das Betätigungsgestänge wurde ausgebaut. Stattdessen konnte das Flugzeug ohne Bremsklappen oder mit den beim Grunau Baby II b üblichen Bremsklappen im Flügel ausgerüstet und geflogen werden.

Zum Vollzug der Musterprüfung reiste Hans Zacher (PfL 3) von der Prüfstelle für Luftfahrzeuge aus München an, flog den Cumulus auf dem Schäferstuhl und fertigte am 26. August 1952 in der Privatwohnung von Reinhard in Peine die Urkunde über die Musterprüfung aus. (Abb. 12) Danach war der Cumulus für die industrielle Fertigung und für den Nachbau durch Segelfluggruppen zugelassen.

Der Cumulus im Flugbetrieb

Während der Musterprüfung wurden die Flüge des Prototyps D - 6000 auf dem Schäferstuhl durchgeführt. Das Fluggelände war seit Frühjahr 1952 wieder für den Segelflug zugelassen und auch die Halle der ehemaligen Segelflugschule konnte noch vorübergehend für die Unterstellung des Cumulus genutzt werden.

Nach einer Vereinbarung der beiden beteiligten Gruppen wurde der Prototyp D - 6000 danach endgültig in Salzgitter stationiert und in den dortigen Flugbetrieb einbezogen. (Abb. 13) Er trug die interne Bezeichnung Cumulus I, denn nach der Musterprüfung sollte unter der Leitung von Reinhard ein Cumulus II für die LSG Wolfenbüttel gebaut werden.

In Salzgitter war 1952 bei der Salzgitter Maschinen AG (SMAG) eine Segelflieger-Gruppe der Betriebsangehörigen gegründet worden. Diese vereinigte sich aber sehr rasch mit dem Aero-Club Salzgitter zur „Luftsportgemeinschaft Schäferstuhl e. V.“ (LSG), Salzgitter-Bad. Ab Oktober 1952

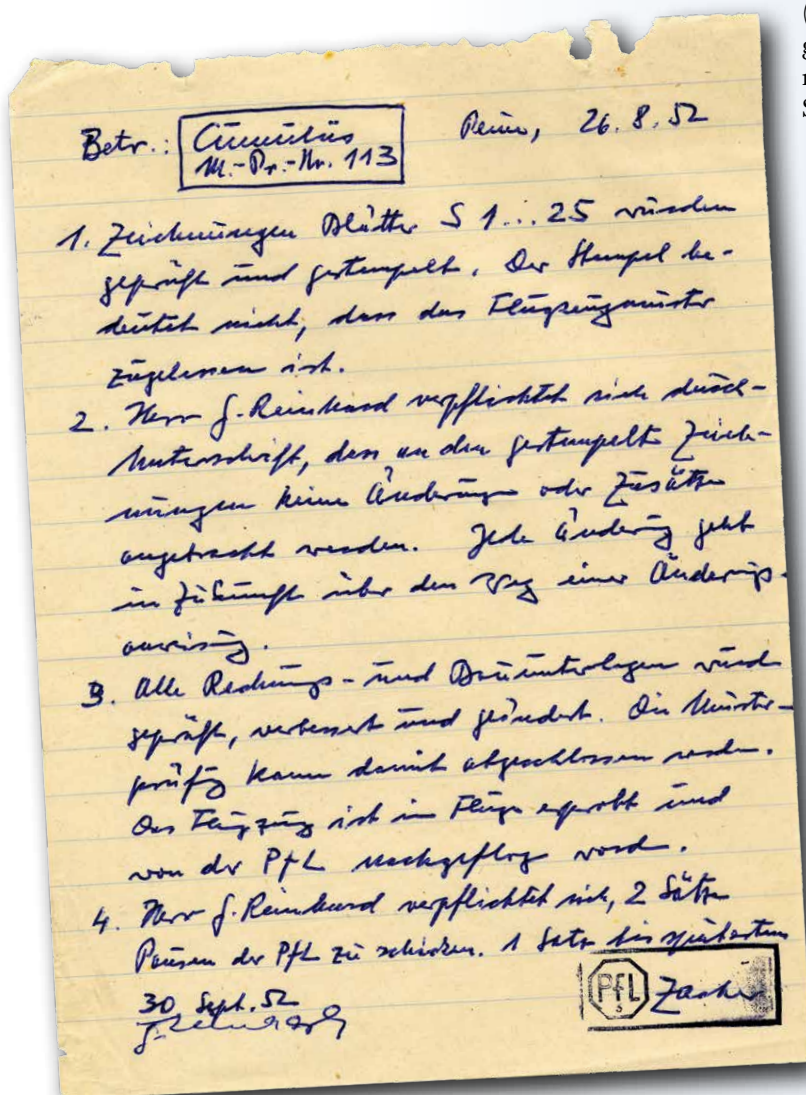


Abb. 10 linke Seite: Baumlandung des Cumulus auf dem Ith am 28. November 1951.

Abb. 12 rechte Seite: Urkunde über den Abschluss der Musterprüfung.

Betr.: Cumulus M.-Pr.-Nr. 113 Peine, 26.8.52
 Zeichnungen Blätter S. 1 ... 25 wurden geprüft und gestempelt. Der Stempel bedeutet nicht, dass das Flugzeugmuster zugelassen ist.
 Herr G. Reinhard verpflichtet sich durch Unterschrift, dass an den Zeichnungen keine Änderungen oder Zusätze angebracht werden. Jede Änderung geht in Zukunft über den Weg einer Änderungsanweisung.
 Alle Rechnungs- und Bauunterlagen wurden geprüft, verbessert und geändert. Die Musterprüfung kann damit abgeschlossen werden. Das Flugzeug ist im Fluge erprobt und von der PfL nachgeflogen worden.
 Herr G. Reinhard verpflichtet sich, 2 Sätze Pausen der PfL zu schicken. 1 Satz bis spätestens 30. Sept. 52
 G. Reinhard PfL Zacher

flog der Prototyp D – 6000 (Cumulus I) bei der LSG Schäferstuhl bis zum 2. November 1958.

Am 5. Juli 1959 ging das Flugzeug in den Besitz des Aeroclubs Brasschat in Belgien über und erhielt am 3. Februar 1960 das neue belgische Kennzeichen OO – ZIP. Der Prototyp des Cumulus flog dann in Belgien mehrere Jahre, wurde aber schließlich am 28. März 1969 bei einer harten Landung zerstört und anschließend verbrannt.

Zusammenfassung

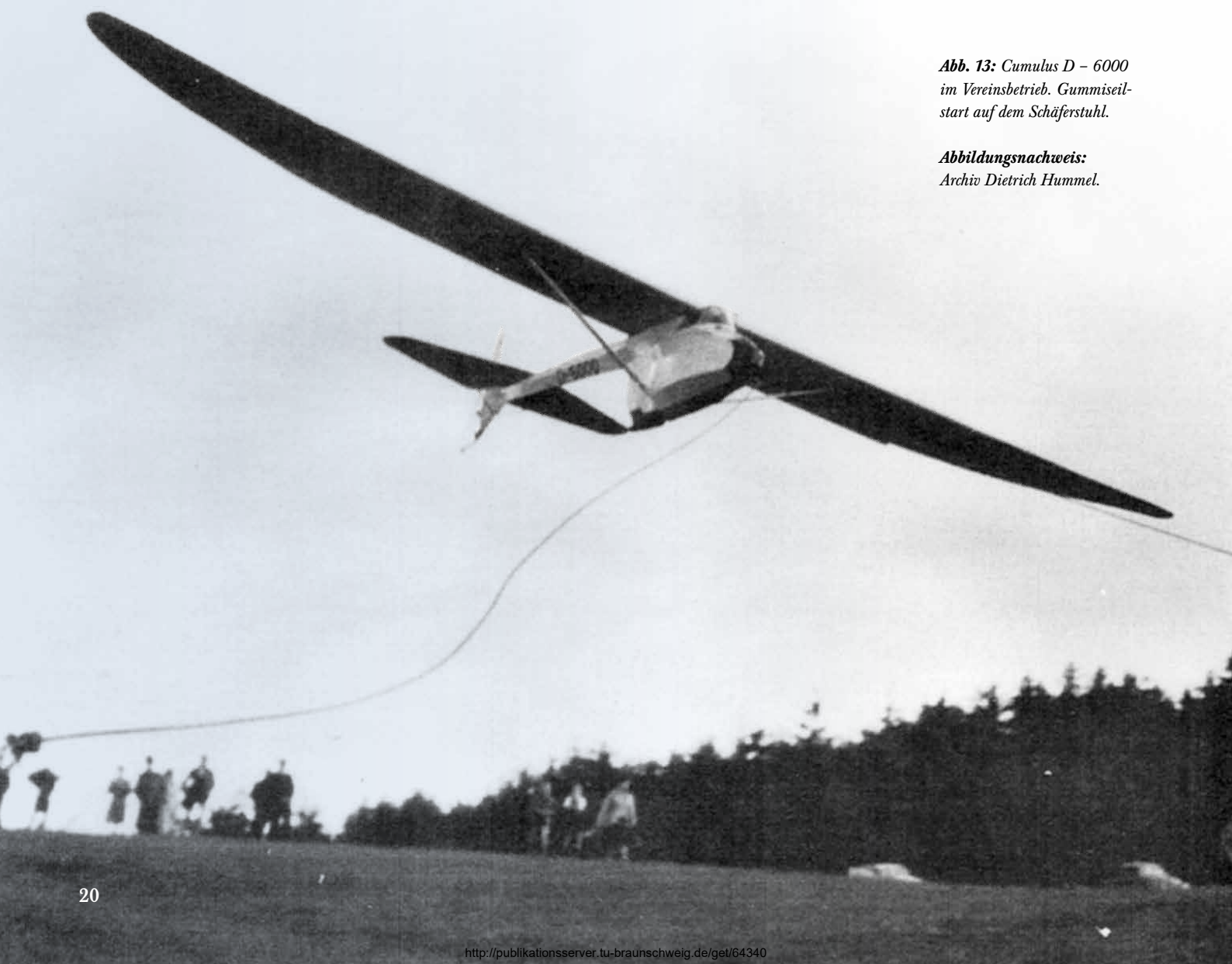
Das Segelflugzeug Cumulus entstand nach dem 2. Weltkrieg in der Region Braunschweig. Grundlage war das bewährte Übungsflugzeug Grunau Baby, für das von dem Konstrukteur Reinhard ein neuer Stahlrohrumpf entworfen wurde. Das Flugzeug wurde von einer Arbeitsgemeinschaft in Salzgitter und Wolfenbüttel trotz des alliierten Bauverbotes größtenteils illegal gebaut. Nach der Wiederzulassung des Segelflugzeugbaus 1951 war es die erste Neukonstruktion eines Einsitzers in Deutschland, die bei der ersten Flugsportveranstaltung am 25./26. August 1951 auf der Wasserkuppe in der Rhön vorgestellt wurde. Der Prototyp des Cumulus D – 6000 war das erste in Niedersachsen nach dem Krieg zugelassene Segelflugzeug.

Literatur

- [1] Anonymus (1951): *Aus stolzen Höhen von Fliegerkameradschaft künden. Minister Ahrens taufte den ersten Cumulus auf den Namen „Kameradschaft“.* Wolfenbütteler Zeitung vom 8. Oktober 1951.
- [2] Anonymus (1951): *Der Wind, der Wind, das himmlische Kind. Zum Segeldrachenwettbewerb der „Wolfenbütteler Zeitung“.* Wolfenbütteler Zeitung vom 15. Oktober 1951.
- [3] Arbeitskreis Braunschweiger Luftfahrtgeschichte (ABL, Hrsg. 2010): *Braunschweigische Luftfahrtgeschichte.* Braunschweig.
- [4] Charlett, H. (1996): *Die Luftsportgemeinschaft Schäferstuhl.* In: *Archiv der Stadt Salzgitter und der Dorfgemeinschaft Gitter (Hrsg.): Beiträge zur Stadtgeschichte, Band 12, Gitter – Zwölf Jahrhunderte Geschichte, S. 457-460.*
- [5] Hübener (1950): *Die Bedeutung der Durchführungsverordnungen Nr. 10, 11 und 12 zum Gesetz Nr. 24 für die zivile Luftfahrt.* Der Flieger 24: S. 230.
- [6] Hummel, D. (2014): *Luftsport in der Region Braunschweig von den Anfängen bis 1945 – Ballonfahrt, Segelflug, Motorflug.* Braunschweig.
- [7] Kantz, G. (1951): *Die Organisation des neuen Segelfluges.* Der Flieger 25: S. 86-87.
- [8] Kantz, G. (1951): *Methodische Hinweise zur Scheinerneuerung.* Der Flieger 25: S. 140-141.
- [9] Kantz, G. (1951): *Rhön 1951.* Der Flieger 25: S. 178-179.
- [10] LSG Schäferstuhl (2002): *Broschüre zum Flugtag 2002. Darin: Fliegen auf dem Schäferstuhl – gestern und heute, S. 7-17 (mit dem Startverzeichnis des Cumulus, Flüge 1 bis 23).*
- [11] Michel, K. H.-D., Skadock, N. (2014): *Der verschollene Vater.* Gelnhausen.
- [12] Riedel, P. (1984): *Vom Hangwind zur Thermik. Erlebte Rhöngeschichte 1927-1932.* Stuttgart.

Abb. 13: Cumulus D – 6000 im Vereinsbetrieb. Gummiseilstart auf dem Schäferstuhl.

Abbildungsnachweis:
Archiv Dietrich Hummel.



Die Scheverlingenburg war keine Wasserburg

Rolf Ahlers



Landschaft

Mehrere aus Skandinavien vorstoßende Eiszeiten bedeckten jeweils für mehr als hunderttausend Jahre das ganze Land mit einer starken Eisdecke. Dabei brachten die Eismassen jedes Mal viele Erd- und Steinmassen mit. Durch das Geschiebe unter der großen Eislast wurden die Steine weitgehend zerrieben, die heutigen Kies- und Sandvorkommen stammen aus jener Zeit. Nachdem vor mehr als hunderttausend Jahren das Eis hier endgültig abgeschmolzen war, sind Einflüsse der Natur am Werk, um die Oberfläche der örtlichen Landschaft zu gestalten. Es begann der ewige Wechsel von Sonnenschein, Regen, Wind, Frost, Blitz und Donner mit seinen Einwirkungen auf die Erdoberfläche. Auswaschungen und Verwitterungen begannen damals, setzen sich bis heute fort und werden auch in Zukunft weitergehen – immer wieder verzögert oder begünstigt durch den Pflanzenwuchs und die Einwirkungen von Menschen und Tieren. An der Erdoberfläche befinden sich eiszeitlicher Kies, Sand und Löss, sowie nacheiszeitlicher Sand, Lehm und Torf. Hier im Gebiet des Heide-Vorlandes, zwischen der Aller-Niederung im Norden und dem südlicher gelegenen niedersächsischen Gebirgsvorland haben uns die Eiszeiten manche interessante Oberflächenformation hinterlassen. Auch die Hochfläche des Ortskernes (= das Dorfplateau) von Walle (Landkreis Gifhorn) und der anschließende Halseberg zählen dazu, beide erheben sich deutlich (mehrere Meter) über die vorbeifließende Schunter.

Die ersten größeren Eingriffe in die naturräumliche Gestaltung durch Menschenhand erfolgten vor mehreren Jahrhunderten durch Rodung von Wald, um Ackerbau betreiben zu können. Für den Betrieb von Wassermühlen erfolgte später an geeigneten Stellen der Einbau von Stauwehren. (In der Nähe von Walle, die Entfernungen sind gemessen vom Orts-

kern: Die Frickenmühle an der Schunter, 3,5 km östlich, 1301 urkundlich erwähnt; die Rothemühle an der Oker, 1 km südwestlich, 1348 urkundlich erwähnt.) Flussquerungen waren fußläufig auf Stegen möglich, für die Durchfuhr von Fahrzeugen dienten seichte Stellen als Furten, später wurden Brücken gebaut. Die Landschaft um Walle ist weithin durch die Flüsse Oker und Schunter mit ihren Niederungsgebieten gekennzeichnet, das ackerbaulich genutzte Flachland erstreckt sich in südöstliche Richtung. Lediglich vereinzelt gibt es Büsche, Bäume und Feldgehölze. Im südlichen Bereich durchschneidet die Bundesautobahn A2 (Berlin-Ruhrgebiet) mit ihrer ebenerdigen Trassenlage die Feldmark.

Burgen

Immer wieder hatten die ansässigen Menschen größere Befürchtungen vor Überfällen und Brandschatzungen räuberischer Banden. Des Weiteren gab es insbesondere auch herrschaftliches Interesse an der Sicherung des eigenen Machtgebietes. So wurden aus eigenem Wunsch oder auf Befehl eine größere Anzahl von Burgen angelegt. Wobei die nachgenannten Burgen nicht mit einer zinnengekrönten Burgmauer umgeben waren, sondern es war jeweils ein „befestigter Platz“, möglichst mit naturgegebenen Vorteilen für Schutz- oder Verteidigungszwecke. Dichtes Dornengestrüpp und ein Graben, der Aushub zu einem Wall aufgeworfen, der Wall auch mit Palisaden verstärkt, dienten als weitere Hindernisse.

Umgebendes Niederungsgebiet – in der Nähe der heutigen Mündung der Oker in die Aller – war offenbar ausschlaggebend für den Standort der Mundburg bei Diekhorst, bald nach 993 unter Bischof Bernward von Hildesheim mit Billigung oder

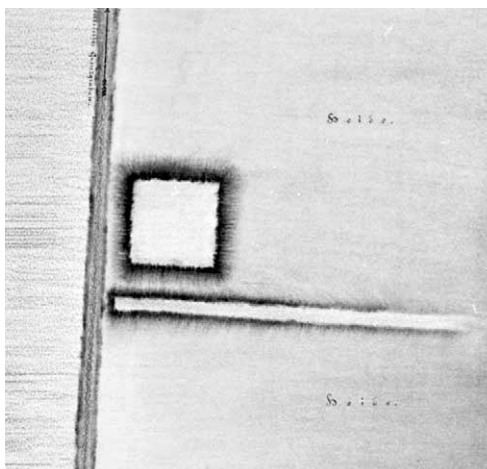


Abb. 1 oben: Das Amtshaus Neubrück, Blick nach Süden (Ausschnitt). Merian 1654.

Abb. 2 unten: Feuerstätte und Damm bei Wendeburg (Ausschnitt), Draufsicht, links der Schneegraben, 1881, s. Anm. Bethmann.



Abb. 3 linke Seite oben: Die mit Strichen und Punkten verzierte Wandungsscherbe aus dem 6. Jahrhundert v. Chr.

Abb. 4 linke Seite unten: Gemarkungskarte von 1871 (Ausschnitt), erstellt unter Benutzung der Verkoppelungskarte aus den Jahren 1829/1831.

Abb. 5 rechte Seite oben: Grund-Riß und Profil des Dorffes Walle, aufgenommen 22. Junii 1747 A. P. A. Fricke. NLA Wolfenbüttel, K 2349.

Abb. 6 rechte Seite unten links: Karte von 1593 (Ausschnitt). NLA Hannover, Kartensammlung Nr. 71 Bb/21pg.

Abb. 7 rechte Seite unten rechts: Karte von 1727 (Ausschnitt). NLA Hannover, Kartensammlung Nr. 32 f Walle 1 m. In der Karte ist der heutige Halseberg als „Halßberg“ eingetragen, die Namensgebung folgte vielleicht aus der Gestalt, wenn das Dorf als Kopf angesehen wird.

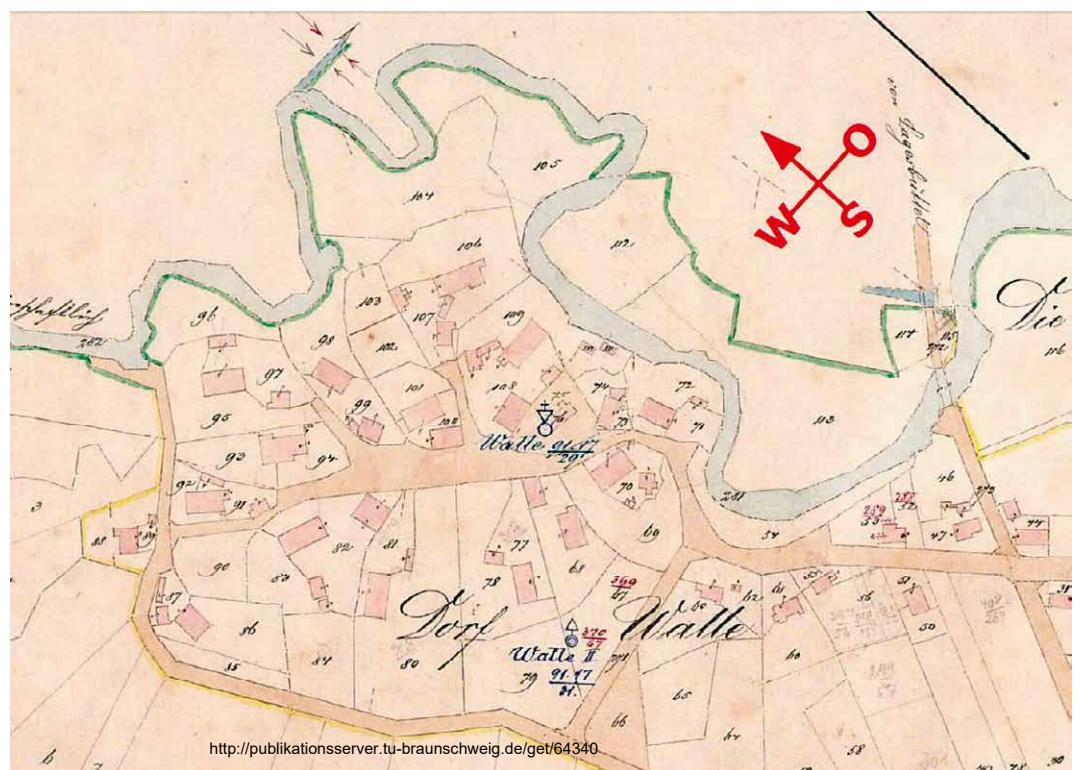
auf Wunsch von Kaiser Otto III. zur Abwehr gegen die Slawen erbaut. Umgeben von Wasser (Flüssen, Gräben) kann sie als Wasserburg bezeichnet werden. Brandt¹ berichtet von der „Feste Worintholt im sumpfigen Isetal bei Wahrenholz, 1013 von demselben Bischof erbaut. Namentlich die Schunter-, Oker- und Allerlinie weist ein ganzes System solcher Schutzburgen auf, die fast alle auf kleinen, von teils natürlichen, teils künstlichen Wasserarmen umgebenen Inseln belegen waren oder auf Hügeln, die mitten im Sumpf aufgeschüttet wurden.“ Danach schreibt er: „Weiter reihen sich als Glieder in der Kette der Okerschutzburgen flußaufwärts an die Wasserbefestigungen bei Meinersen, Seershausen, Volkse bis hinauf nach Neubrück.“ Davon haben wir nähere Kenntnis, es gab dort eine Flussteilung (= Bifurkation), Merian zeichnete das von den Okerarmen umgeben Amtshaus um 1654. (Abb. 1) Der östliche Okerarm ist inzwischen verlandet, aber noch heute erkennbar. Und weiter zitiert. „Aber nicht nur an den größeren Flußläufen, sondern auch seitab von ihnen, wo immer ein Bach oder Sumpf dazu einlud, legte man derartige feste Punkte an. Kein adeliges Gut im Flachlande ohne ausgiebigen Wasserschutz mit Pallisadenwerk!“ Nach Nennung von Schwülper, Warxbüttel und Ribbesbüttel – „sind weitere Beispiele dafür“ – folgt: „Stätten solcher Wasserfesten habe ich ferner gefunden z. B. in Völkenrode, in Wendeburg (noch jetzt der Name „Burgplatz“ in Übung), südöstlich von Wipshausen an der Erse, wo man auf einem erhöhten Platz im sumpfigen Gebiet beim Graben Bruchstücke angetroffen hat, die „Kikelnburg“ bei Rüper. Auch die Kranenburg bei Wenden und die Art- oder Erdburg beim Steinhof mögen ähnlicher Art gewesen sein.“ – Diese Aussagen zu „Wasserschutz“ und „Wasserfesten“ forderte zu einer näheren Betrachtung auf.

Die „Burgstelle“² Völkenrode, 0,75 km nordwestlich des Ortskerns, im heute ackerbaulich genutzten Dreieck zwischen Rothemühlweg, Eisenbahnstrecke und Mittellandkanal gelegen, befand sich weitab von einem Gewässer, auf dem höher gelegenen großflächigen Anger³ zwischen Völkenrode und Wendezelle. Nach Hahne⁴ „eine von Erdwällen und Wassergräben umgebene Burg im feuchten Gelände einer Niederung ... 1772 mit kurzem Strauchholz bewachsen.“ Das nächstliegende Wiesengebiet befand sich entfernt davon, direkt nördlich von Völkenrode, der Straßennamen Ellernbruch erinnert heute daran.

Die „Burgstelle“ Wendeburg ist die künstlich erhöhte Stelle im Ort, auf der sich die Marienkirche erhebt. Eine Umflutung durch die 200 Meter entfernte Aue oder das Rinnsal Riede ist für damals und heute nicht vorstellbar.

Die „Motte“⁵ zu Wipshausen befindet sich etwa 1 km südlich der Ortsmitte etwas westlich der Erse. Es ist ein runder Erdaufwurf, von einem Graben umgeben, auf einer leichten Anhöhe in dem zu früherer Zeit sicherlich sehr nassen und schwer zugänglichen Niederungsgebiet.

Die „Kiekelnburg“, 600 Meter ostnordöstlich von Rüper, östlich des Schneegrabens (früher: Rüper Bach) in der Gemarkung Wendeburg gelegen ist im Jahr 1900 von Meier⁶ beschrieben worden: „... eine quadratische künstliche Aufschüttung aus Sand (auch eine Schicht Holzkohle fand sich vor) von etwa 50 Fuss im Geviert (≈ 15 m Länge und Breite) und 6 Fuss (≈ 2 m) Höhe, im Südwesten mit der Spur eines Grabens und eines kleinen Aussenwalls, einst wohl rings vom Wasser umgeben ...“ Die 19 Jahre ältere zeichnerische Darstellung von Bethmann⁷ bestätigt dieses nicht. (Abb. 2) Bock⁸, 1895-1911 Pastor in Rüper, schreibt über seinen Besuch am 4. März 1899:



„Da stand ich vor einem etwa 1 ½ Mtr. hohen Erdhaufen, der 25 Schritte lang und breit war. Er hatte die Gestalt einer abgestumpften Pyramide, ...“ Einen umgebenden (Wasser-)Graben – sofern vorhanden – hätte er in seiner detaillierten Beschreibung genannt. (Hinweis: Bock und Brandt, 1897-1907 Pastor in Groß Schwülper, sprachen auch über örtliche⁹ Heimatgeschichte.)

Die urkundlich genannte Kranenburg bei Wenden war damals noch nicht lokalisiert und insofern keine Aussage zur Wehranlage möglich.

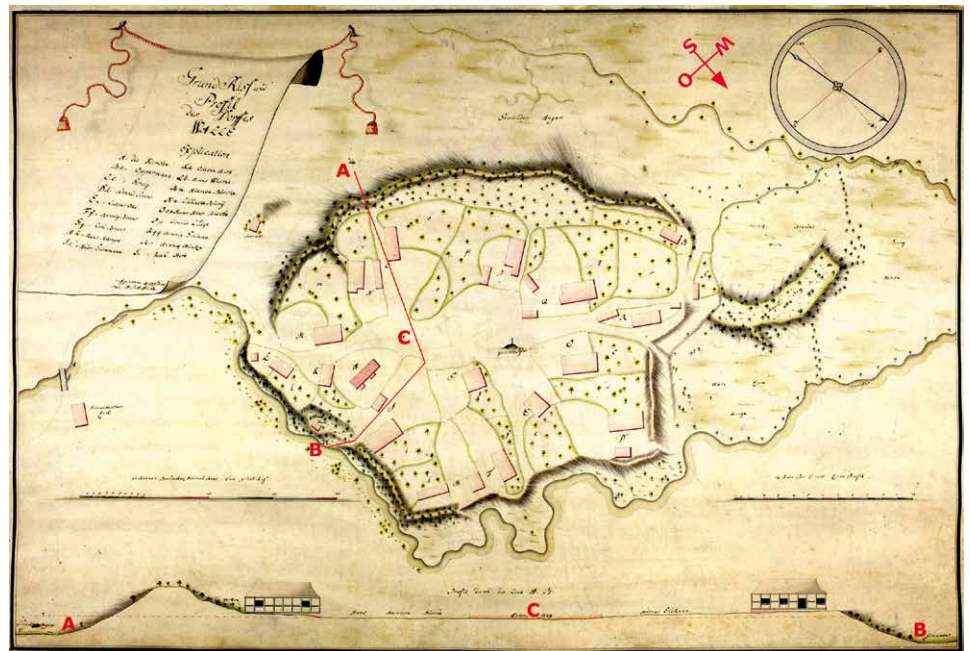
Meier¹⁰ schreibt bei Watenbüttel: „Die Flurkarte von J. M. Schüttelöffel verzeichnet nordwestlich von Watenbüttel die Koppelweide „Asseburg“, wohl fälschlich für Arteburg oder Ertburg beim Steinhof, heute Asseburg genannt, siehe bei Steinhof.“ Dort steht: „Eine Wiese bei Steinhof, genannt die Art- oder Ertborg, kam 1380 an den Hl. Geistkaland ...“ Hundertmark¹¹ erwähnt: „... Asseburg = Ertborch, frühere Wallanlagen vermutlich zu den Oker-Schunterbefestigungen gehörend ...“

Eine von Brandt nicht genannte Burgstelle befindet sich in Thune: Unmittelbar neben der Straße nach Wenden, gleich rechts hinter der Schunterbrücke. Laut „Liste der Kulturdenkmale im Stadtbezirk Wenden-Thune-Harxbüttel“: Stelle einer alten Burg, an der sich 1594 eine Windmühle befunden hat.“

Ausführungen zu Burgen macht Schultz¹², dort auch zur lediglich auf einem Feldriss¹³ dargestellten Bebersburg bei Ölper. Lediglich kartiert ist auch der Kuckkuksberg¹⁴, ein etwa rechteckiger Hügel an der engsten Stelle der Okerschleife¹⁵ um den Fettwinkel in der Gemarkung Veltenhof.

Die Schunter (Scuntara = eilendes Flüsschen)

Von der Quelle bei Rábke im Elm erfolgt der Abfluss des Wassers über die Oker, Aller und Weser in die Nordsee. Zwischen der Quelle und der Mündung im Dreieck zwischen Walle, Groß Schwülper und Rothemühle besteht ein Höhenunterschied von 114 m. Das ergibt bei 58,3 km Flusslänge ein mittleres Gefälle von 0,2 %, im Oberlauf mehr und



im Unterlauf weniger. Hagen¹⁶ nennt 29 Wassermühlen, darunter bereits 8 in Rábke, als unterste die Frickenmühle bei Harxbüttel. In Niederungsgebieten, also in Abschnitten mit geringem Gefälle und gleichzeitig transportiertem Geschiebe (Sand, Kies, Steine), bildeten sich Flussschlingen (Mäander) aus. Mit der Zeit konnte es geschehen, dass zwei benachbarte Flussschlingen ineinander übergingen, ein Altwasser seitlich verblieb, der Flusslauf sich verkürzte und größeres Gefälle entstand. Derartige Beschleunigungen des Wasserablaufes erfolgten auch durch planmäßige Durchstiche. Während zwei Jahrhunderten fanden im Braunschweigischen allerhand Schunter-Regulierungsmaßnahmen statt. Zunehmend kam es dadurch bei Hochwasser¹⁷ zu Rückstau und Überschwemmungen bei Thune infolge der nicht regulierten Flussstrecke im hannoverschen Landkreis Gifhorn. (Die damalige Grenze befand sich etwa 300 Meter östlich der Frickenmühle.) Die 1956-1959 vorgenommene Grundräumung und der Ausbau der Strecke von der Kreisgrenze bis zur Mündung schufen Abhilfe. Statt des sehr gewundenen Flusslaufes unmittelbar am Hochufer des alten Waller

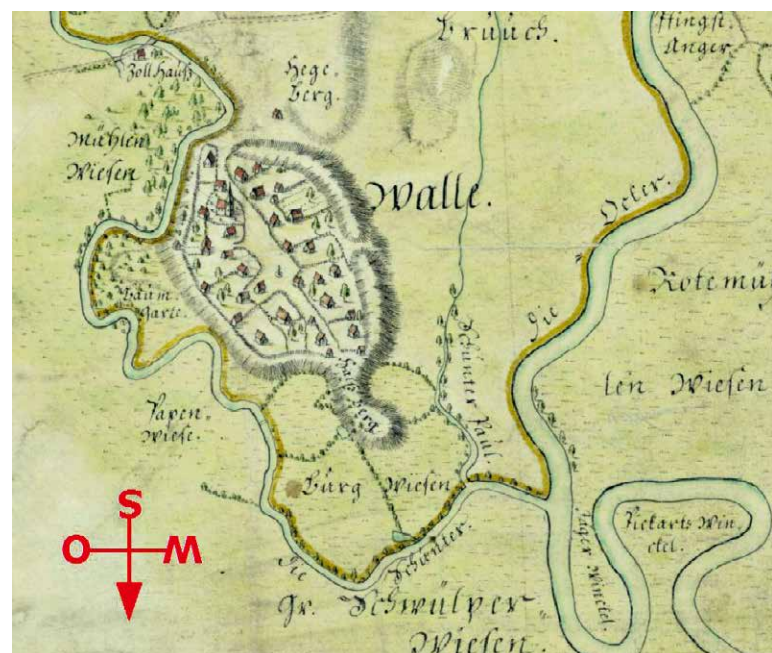
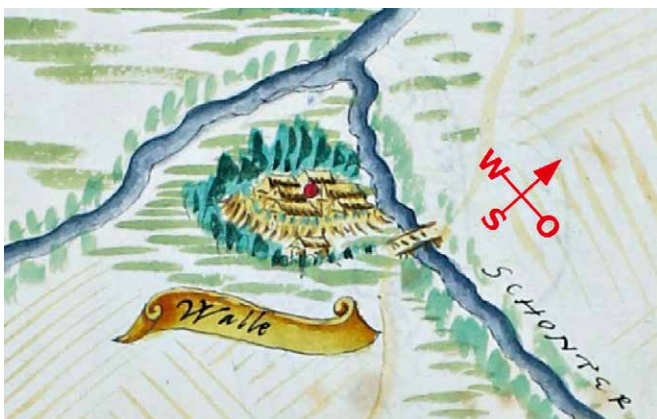




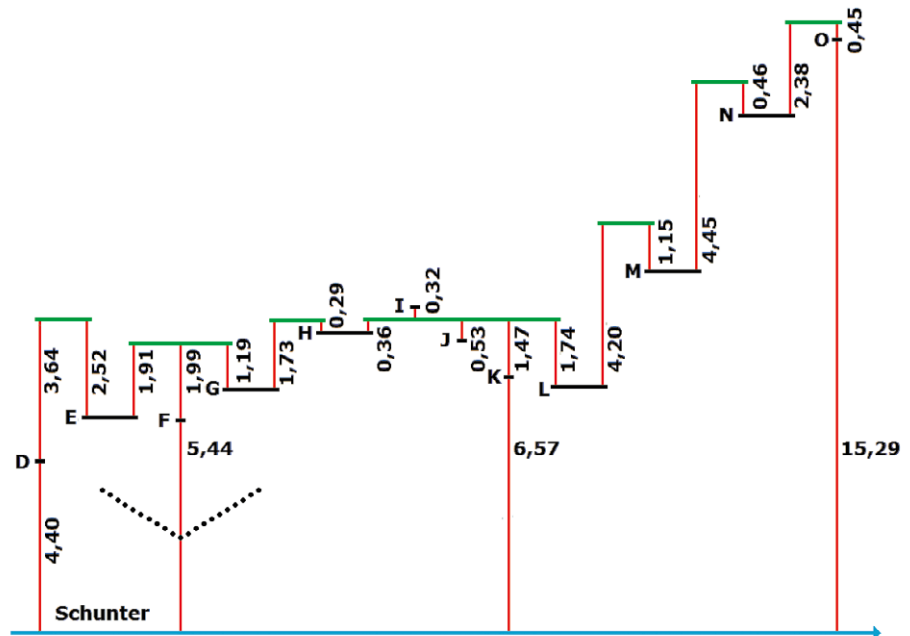
Abb. 10 links unten: Foto der Ausgrabung. Die Ausgrabungsstelle mit dem Spitzgraben, Maßzahlen in Meter.

Das Dorfplateau, auf der sich die Scheverlingenburg befand und danach zum Ortskern von Walle wurde, hat als nordwestliche Spitze den Halseberg. Dieser mehrere Meter hohe Geländesporn im Niederungsgebiet zwischen Oker und Schuntermündung, war eine markante Stelle, die bereits frühzeitig von den Menschen erkannt und genutzt wurde. Zunächst wohl als rituelle Versammlungsstätte – hier wurden Urnen gefunden, wie auch in der Wehr- und Schutzburg

Die Schreibweise des Namens im Laufe der Zeit, alphabetisch aufgelistet aus Dedekind²³ und Rund²⁴: Ceverlingeborch, Jevellingeborg, Jeverlingeborch, Keuerlingeburg, Keuerlingenburg, Keverlingeburch, Keverlingenburg, Sceverlingeborch, Sceverlingeborg, Sceverlingeburch, Sceverlingheborch, Scheverlingburg, Scheverlingeborch, Scheverlingeborg, Scheverlingeburch, Scheverlingsburch, Schiverligburch, Severlinborch, Severlingborch, Severlingeborch, Severlingeborg, Severlingheborch, Szeverlingeborch, Szeverlingheborch, Tseverliggeborch, Tseverlingeborch, Tzevelingeborh, Tzeverligborch, Tzeverligborg, Tzeverlinborch, Tzeverlingborch, Tzeverlingborg, Tzeverlingborge, Tzeverlingeborch, Tzeverlingeborg, Tzeverlingeborgh, Tzeverlingeborh, Tzeverlinghe, Tzeverlingheborch, Tzeverlynborch, Tzeverlyngeborch, Zeveilingenburg, Zeverlingborch, Zeverlingeburg, Zeverlingheborch.

Die erste urkundliche Erwähnung, 1090/1091, hat zum Inhalt: Die Markgräfin Gertrud, die Schwester und Erbin des letzten Brunonen Ekbert II., gab im Streite gegen das salische Kaiserhaus ihre Stammburg Dankwarderode in Braunschweig zum Zeichen der Unterwerfung heraus und wohnte längere Zeit in der Scheverlingenburg. Es müssen demnach damals dort die für einen fürstlichen Haushalt angemessenen Wohnräume vorhanden gewesen sein. So auch über hundert Jahre später, als Kaiser Otto IV. im Juni 1212 dort weilte,

Abb. 11: Nivellements von Dirk Schäfer am 27.10.2015 (D bis H) und 10.01.2016 (H bis O). Horizontale Linien: blau = Schunter, grün = Achse des Nivellierinstrumentes, schwarz = erdverbundene Stellen. Höhenmaße in Meter. Messwerte senkrecht notiert, Rechenwerte waagrecht. D: Schunterbrücke zwischen Walle und Lagesbüttel, OK (= Oberkante) Fußweg, Brückenmitte Nordseite, das erste Maß von dort bis zur Wasseroberfläche. E, G, L, M und N: Zwischenmesspunkte. F: Straßenoberfläche (Schachtdeckel) am Abzweig der Straßen Im Dorfe/Am Wall, Spitzgraben punktiert angedeutet. H: OK Höhenbolzen am Kirchenschiff. I: OK Höhenbolzen am Kirchturm. J: Schwelle der Kirchentür. K: Straßenoberfläche (Schachtdeckel) querab Südwestecke des Kirchturms. O: OK Wall neben dem Grenzstein an der Westecke des Grundstückes Im Dorfe 17. (Der Grenzstein ragt aus dem Erdreich heraus.)



wie eine am 10.06.1212 ausgestellte Urkunde²⁵ ausweist. Am 18.05.1218 schenkte Kaiser Otto IV. – laut einer auf der Harzburg ausgestellten Urkunde²⁶, er verstarb dort am nächsten Tag – die Scheverlingenburg mit allen Zubehörungen und Kirchengütern dem Stift St. Blasii in Braunschweig. Jedoch verlor die Scheverlingenburg leider an Bedeutung und verfiel wohl auch, sogar die Namensgebung²⁷ änderte sich. So heißt bereits 1279/1292: „Severlingeborch, dat nu in dem Walle heit.“ Nach längerer Übergangszeit erschien der Name letztmalig 1432 als „Walle to Tzeverlingeborg“.

Wasserburg?

Aus der Ortsbeschreibung von Dedekind: „Hart vor dem Orte liegen kleine, mit Föhren (= Kiefern) bepflanzte Sandhügel, welche nach meiner Vermuthung in ihrer nördlichen Fortsetzung sich zu dem Wallenberge erhoben. Als eine Burg hier erbauet werden sollte, trug man, wie ich glaube, den Berg etwas tiefer ab, als die jetzigen kleinen Hügel liegen, um mit der dadurch gewonnenen Erde einen Erdwall um den, für den Bau der Burg geebneten Platz auf der Nord-, Süd- und Westseite aufzuführen. Die Ostseite war durch die Schunter und ihr steiles abschüssiges Ufer gedeckt. Wäre die Erde zum Walle aus dem Wiesengrunde, westlich von ihm nach der Oker zu genommen, so würden die ausgegrabenen Stellen noch sichtbar sein; aber es findet sich dort gar keine Spur von tiefen Abgrabungen, die zur Gewinnung der Erde für einen so hohen, breiten und langen Wall nöthig gewesen wären; doch mag man, um dem loseren Erdreiche mehr Festigkeit und Halt zu geben, abwechselnd eine Schicht des schlammigen Erdreichs aus dem Wiesengrunde zugesetzt haben. Dieser Erdwall ist auf der Nord- und Westseite noch ziemlich vollständig vorhanden und hie und da mit Bäumen bepflanzt. Ursprünglich war wol nur auf der Südseite von Veltenhof her ein Thor im Walle; denn der Zugang von der Westseite von der Rothen Mühle her ist gewiß erst später mittelst eines Durchstiches geöffnet worden.“ Etwas weiter dann: „... fand (ich) einen Führer, der mir den Wall, das Innere der neuen Kirche und die Stelle zeigte, wo sich die Zugbrücke über die Schunter befunden haben sollte.“ – 1856 war in der Örtlichkeit kein Graben erkennbar und es gab auch

keine Erinnerung daran. Die Gemarkungskarte von 1871 (Abb. 4), erstellt unter Benutzung der Verkoppelungskarte aus den Jahren 1829/1831, zeigt die Aufteilung der Dorflage. Das frühere Burggelände einschließlich der Wallanlagen ist parzelliert und in Privateigentum überführt. Hinweis: Der „Wallenberg“ wird bereits in Grenzbeschreibungen des Bistums Halberstadt (804 begründet) genannt, heute ist es der „Halseberg“ – einige andere Schreibweisen gingen voraus.

Brandt befasste sich 1912 mit der Scheverlingenburg: „Einen außerordentlich günstigen Punkt der Verteidigungslinie bildete ferner der etwas oberhalb des Einflusses (= der Mündung) der Schunter in die Oker aus dem Wiesengrunde sich erhebende Hügel, auf welchem heute das Dorf Walle liegt. Es wäre befremdlich, wenn man seinen strategischen Wert nicht schon in frühester Zeit erkannt hätte. Die Schunter umfaßt den Hügel nach Norden halbkreisförmig, die Südseite war durch den in frühgeschichtlichen Zeiten wohl noch unzugänglichen Sumpf der Okerniederung geschützt, durch Stauung der Flußläufe der Oker und Schunter war die denkbar vollkommenste Wasserumflutung zu erzielen. Urnenfunde, welche beim Abgraben eines Teils des außerhalb der späteren, mittelalterlichen Umwallung gelegenen „Hallsberges“ gemacht und als sächsischen Ursprungs erkannt wurden, deuten darauf hin, daß wir es hier mit einer uralten Siedlungsstätte zu tun haben, deren natürlicher Schutz durch künstliche Befestigungen für gefährliche Zeitläufte sehr leicht zu erhöhen war.“ Und auch: „Um 1590 erbauten die Capitelsherren ein Backhaus zu Walle „binnen des innersten Grabens“. Walle war demnach von einem doppelten Graben, wenigstens an der Nordseite umgeben. Die Fundamente dieses Backhauses gruben wir in Ackermann Hinzeschen Garten aus, als wir dort nach den Fundamenten der Scheverlingenburg suchten.“

Hahne schrieb 1965 in seiner Darstellung: „Auf dem „Halsberge“, der äußersten Landspitze zwischen Schunter und Oker fand man Urnen aus der Eisenzeit und ebensolche in der Scheverlingenburg selbst. Demnach muß ein Wall in vielleicht geringerer Höhe als heute bereits damals vorhan-



Abb. 12: Luftbild von Walle am 28.05.2013, unten in Bildmitte der Zusammenfluss von Schunter (links) und Oker (rechts), Blickrichtung Ost-Süd-Ost. Das Dorfplateau ist an drei Seiten vom Hochwasser umgeben. Aufnahme von Dieter Heitefuß.

den gewesen sein. Der strategisch Wert dieses Punktes war so augenfällig und die Möglichkeit, eine sehr feste Wasserburg anzulegen, war durch die Natur so vorbereitet, daß man sich wundern müßte, wenn diese unleugbaren Vorteile schon in sehr früher Zeit nicht ausgenutzt wären. Der noch nicht 20 m breite Hals der Sanddüne wurde also durchstoßen und als Wall nach innen aufgeworfen, ein Teil des Schunterwassers floß dann südlich um den Burghügel herum, die eigentliche Schunter aber umspülte das Steilufer im Norden. Während auf der Nordseite der Wall, um bei dem Zuzug der Kotsassen des wüsten (Ortes) Honrode Platz für neue Gehöfte zu gewinnen und Hausgärten anlegen zu können, abgetragen wurde, ist er in voller Höhe nach den Okerwiesen zu erhalten geblieben. Er ist so hoch, daß die Bauerngehöfte im Innern bis über die Dachspitze hinter ihm verschwinden und überhaupt der höchste Erdwall, den wir im ganzen mittleren Niedersachsen kennen.“

Schultz²⁸ schrieb 1972 zu Walle: „Das Dorf liegt mit den vielen Weiden, den hohen Eichen und Buchen, dem großen Rund in der Mitte und dem Kirchturm versonnen da und läßt unwillkürliches manches erkennen und in Beziehung setzen zu der alten Scheverlingenburg. So sind die hohen künstlichen Wallbefestigungen an der Südwestseite noch teilweise erhalten. Einzelne Abschnitte sind bereits früher begradigt, andere sind erst in den letzten Jahren bei den an sie angelehnten Neubauten für Gärten und Einbauten genutzt. Ein doppelter Graben lag an der Südseite. Neben dem „Festungsgraben“ zog sich der „Wolfsgaben“ hin, der für die Regulierung des Wasserstandes notwendig war. Immer wieder zutage kommende Eichenpfähle lassen Rückschlüsse auf starke Palisadenwände zu.“

Hundertmark²⁹ führte 1975 zur Scheverlingenburg aus. „Ursprünglich war es, 10 m über der Oker- und Schunteraua, wohl nur eine Burg mit Kapelle, in die Otto IV. 1213 eine

größere Marienkirche zu bauen beabsichtigte, vermutlich verbunden mit einem Kloster. ... Die Burg war an der Südwest-Seite zur Oker von doppeltem Wall mit Graben umgeben bis an den sogenannten „Halsberg“, und ein doppelter Graben sicherte sie an der Südseite, der eigentliche Festungsgraben und der „Wolfsgaben“, der diesem Wasser zuführte, so daß auch von dieser südlichen am leichtesten zugänglichen Landseite genügend Sicherung bestand.“

Klose³⁰ verfasste 1983: „Das heutige Landschaftsbild läßt uns die damalige Situation nur höchst unvollkommen erkennen. Wo sich jetzt beiderseits Walle ebene, von Gräben entwässerte grüne Wiesen erstrecken, müssen wir uns ein sumpfiges, mit Weiden, Erlen und Birken bestandenes Bruch vorstellen, in dem im Süden die Oker, vielfach mäandierend, Altarme und Tümpel bildend, dahinfloß, oftmals das gesamte Gebiet überschwemmend, im Norden in gleicher Weise die Schunter dicht an den sandigen Abhängen der Scheverlingenburg. Beide waren allerdings damals noch sauber und sehr fischreich. Der gesamte Bereich des heutigen Festplatzes, erst in den 1960er Jahren aufgeschüttet, gehörte damals noch zum Bruch. Das alles war ein für einen möglichen Angreifer unpassierbares Gebiet. Dort, wo heute die Straße „Am Wall“ auf den Festplatz stößt, befand sich die schmalste Stelle der sandigen Anhöhe und einzige Zugang zur Befestigung. Der wurde durch den „Wolfsgaben“, durch den das Wasser der Schunter seinen Weg in die Okerniederung nehmen konnte, abgesperrt. So brauchten nur noch die schon vorhandenen steilen Abhänge durch einen aufgeschütteten Sandwall erhöht zu werden und die „Burg“ war fertig.“

Kretzschmar³¹ beschrieb 1997 eine Kartendarstellung des Jahres 1747 (Abb. 5): „Das Dorf Walle wird hier im Westen und Süden von einem halbrund gekrümmten Wall abgeschlossen, der sich auf seiner Innenseite etwa 2 Braunschweigische Ruten (etwa 9,13 m) über das Niveau des Dorfplate-

aus erhebt und nach außen hin um weitere 1,3 Ruten (etwa 5,94 m) zum „Gemeinde-Anger“ hin abfällt. Hier erwies sich jede Annäherungsmöglichkeit durch den Altarm der Schunter und die bruchigen Wiesen als äußerst schwierig. Im Norden des Dorfes fällt der Geländesporn hingegen auf natürliche Weise sehr steil um etwa 2,15 Braunschweigische Ruten (etwa 9,80 m) zur Schunter hin ab und ist dadurch bereits auf natürliche Weise recht gut geschützt. Die Karte zeigt aber auf einigen Teilen des nördlichen Steilhangs noch eine zusätzliche Wallaufschüttung, deren fehlende Partien wohl der späteren Einrichtung von Hausgärten zum Opfer gefallen sind. Durch den natürlichen Schutz des Steilhangs ist hier aber auch insgesamt eine geringere Wallhöhe ausreichend gewesen als im Südwesten der Anlage. Hinsichtlich der Mächtigkeit ihrer Wälle, aber auch durch die Größe der Burginnenfläche hat die Scheverlingenburg alle übrigen Schunterburgen bei weitem übertroffen.“

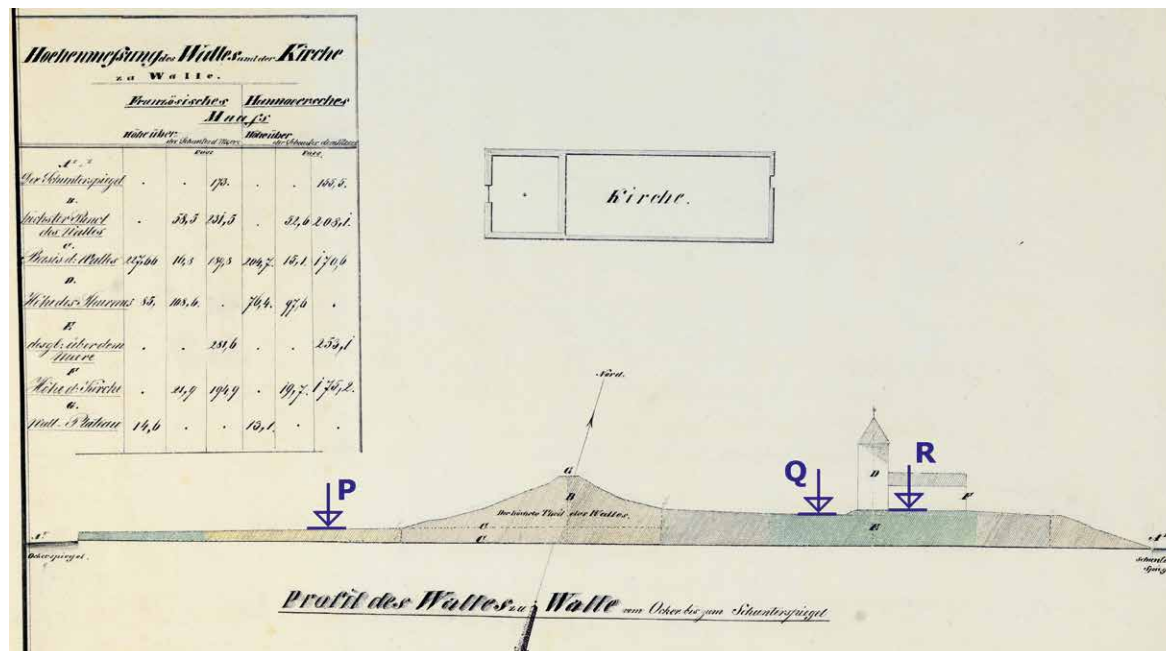
Wallbrecht beschrieb 2003: „Die Scheverlingenburg von Walle ist eine der schönsten und imposantesten Burganlagen des Landkreises Gifhorn. Obwohl bereits vieles zerstört ist, stellt sie immer noch eine sehr eindrucksvolle Anlage dar. Das Altdorf von Walle befindet sich auf einem Plateau zwischen den Flüssen Oker und Schunter. Während zur Schunter ein ausgeprägter Steilhang vorhanden ist, läuft das Plateau zur Okerniederung flacher aus. Diese Seite wurde ehemals auf einer Länge von bis zu 400 m durch mindestens einen massiven Wall abgeriegelt, von dem noch ein Abschnitt mit einer Länge von ca. 50 m und einer Höhe von 8-10 m erhalten ist. Leider ist die Struktur der einstigen Befestigungsanlage nur noch sehr schwer zu erkennen, da der Wall vollständig von Häusern eingeschlossen ist.“ Im Frühjahr 2001 erhielt die Kreisarchäologie unerwartet Kenntnis, dass in Walle genau im Verlauf des ehemaligen Walls mehrere Häuser gebaut werden sollten. „Während des gesamten Zeitraums der Erdarbeiten war ein Archäologe als örtlicher Grabungsleiter vor Ort, der von Mitgliedern der Archäologischen Arbeitsgemeinschaft maßgeblich unterstützt wurde.

Die genannte Vorgehensweise war, wie sich sehr schnell bestätigte, dringend erforderlich und die absolute Mindestanforderung. Nach kurzer Zeit zeichnete sich eine ca. 7 m breite dunkle Verfärbung ab. Es handelte sich hierbei um die Verfüllung des zwar vermuteten, aber bisher nie nachgewiesenen Grabens, der begleitend vor dem Wall verlief. Mittels eines Grabenschnittes konnte ein Spitzgraben nachgewiesen werden, der ursprünglich über 3 m tief und mehr als 10 m breit war. Diesen konnten wir auf einer Länge von 15 m untersuchen. Nördlich des Grabens schlossen sich mindestens fünf parallele Pfostenreihen an, die einen Abstand von 1,5-2,5 m hatten. Der Abstand der einzelnen Pfosten zueinander variierte zwischen 0,75 m und 1,0 m. Die noch erhaltene Tiefe der Pfostengruben nahm allerdings mit zunehmender Entfernung vom Graben ab. Der Verlauf der Pfostenreihen spiegelt den Verlauf des ehemaligen Walls auf der Innenseite des Grabens wider. Hierbei stellen die Pfosten die innere Konstruktion des Walls dar. Hierdurch wurde vermutlich das aufgeschüttete Wallmaterial vor dem Abrutschen durch Erosion gesichert. Denkbar ist, dass zwischen den einzelnen Pfosten noch Flechtwerk, wie bei Faschinen, eingebracht worden ist. Die so geschaffenen regulären Fächer hätten ein Verrutschen des Erdmaterials verhindert, was in Anbetracht des sandigen Füllmaterials wohl notwendig war.“

Aktueller Stand

Ein „Festungsgraben“ an der Südseite der Burg wurde mit der vorgenannten grundlegenden Arbeit von Wallbrecht erstmals nachgewiesen. Alle vorhergehenden Aussagen dazu beruhten auf Vermutungen, die sich mit der Zeit über „Graben“, „doppelter Graben“ und „Wasserumflutung“ erweiterten und zur Begrifflichkeit „Wasserburg“ führten. Die abgebildeten und die weiteren eingesehenen historischen Karten³² enthalten keinen Hinweis auf einen Wassergraben entlang der Scheverlingenburg. (Abb. 5, 6 und 7) Der aufgefundene Spitzgraben deutete es bereits an, dass es sich nicht um einen Wassergraben gehandelt hatte. Denn der V-förmige, unten spitz zulaufende Querschnitt erschwerte allein bereits durch

Abb. 13: Höhenmessung des Walles und der Kirche zu Walle (Zwischen Oker (links) und Schunter (rechts).) Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel (HAB), Sign.: Top. 16b:31. Angaben in (Fuß) und [Meter] – umgerechnet mit 0,292 m für 1 hannoverschen Fuß – und verglichen mit aktuellen Messungen in [Meter]. Höchster Punkt des Walles über der Schunter: (52,6) [15,36] {15,29}/Messungen: Schäfer/Ahlers/Gartung. Höhe des Kirchturmes: (76,4) [22,31] {22,35}/Messung: Gartung. NHN-Höhen in Meter: P (Straßenoberfläche (Schachdeckel) Wiesengrund) = 62,27, Q (= K in Abb. 11) = 66,09, R (= H in Abb. 11) = 67,20.



diese Bauart das Stehen im Graben und behindert die Angreifer. (Abb. 8) Wassergräben – sie dienten als Fließ- oder Stillgewässer zur Verteidigung von Burgen – haben U-förmiges Grabenprofil mit einer flachen oder abgerundeten Sohle. Für ein Stillgewässer ist anstehendes Wasser (Grundwasser) erforderlich, das ist für die Stelle vor der Scheverlingenburg auszuschließen. Es blieb die Frage: Wassergraben als Fließgewässer? Die früher in „räumlicher Nähe“, in wenigen Metern Entfernung vorbeifließende Schunter verführt zu dieser Annahme. Allerdings beinhaltet der Begriff „räumliche Nähe“ außer dem horizontalen Abstand insbesondere auch den vertikalen Abstand zur Schunter. Eine erste Ortsbesichtigung regte Zweifel, dass es aufgrund der Höhenlage möglich gewesen sein sollte, Schunterwasser durch einen Graben vor der Scheverlingenburg in die Oker abzuleiten – gegebenenfalls durch Stauung der Schunter. Einzuwenden wäre: Was kann die heutige örtliche Situation über die Verhältnisse vor tausend Jahren aussagen? Nun, der Flusslauf der Schunter befand sich an dieser Stelle damals nicht mehrere Meter höher und ein mehrere Meter hoher und weit über hundert Meter langer Staudamm quer durch die Flussauenlandschaft zwischen Walle und Groß Schwülper dürfte die Verwirklichungsmöglichkeiten deutlich überstiegen haben, ist auch in keiner Landkarte nachgewiesen. Gleiches gilt für die angedachte Stauung der Oker in ihrer noch breiteren Flussauenlandschaft.

Das erste bekannte Höhenprofil stammt aus einem Nivellement des Jahres 1747, es ist für die Strecke A-B dargestellt. (Abb. 5) Aus dem beigegeben Höhenmaßstab ergibt sich für die Stelle C (etwa 30 Meter westlich der Kirche) eine Höhe von rund 1,7 Braunschweigischen Ruten ($\approx 7,8$ Meter) über der Schunter an der Stelle B. Das entspricht auch den heutigen Verhältnissen.

Für die Frage „Wassergraben oder nicht?“ ist die Höhe am Straßenabzweig Im Dorfe/Am Wall entscheidend. (Abb. 9, 10 und 11): Bei einem Straßenniveau von etwa 5,5 Meter über der Schunter (Wasseroberfläche) konnte in einem 3 Meter tiefen Graben kein Schunterwasser entlangfließen. Ergebnis: Die Scheverlingenburg war keine Wasserburg. – auch nicht bei Hochwasser. (Abb. 12)

Zur Nachkontrolle des aktuellen Nivellements dienten:

A. Historischen Messungen. Bezug nehmend auf die Höhen-Angaben in Französischem und Hannoverschem Fuß-Maß wird die Erhebung für die Zeit des Königreiches Westphalen (1807-1813) angenommen. (Abb. 13)

B. Anderweitige aktuelle Messungen. Die NHN-Höhenangaben des Katasteramtes Gifhorn und des Abwasserverbandes Braunschweig gaben weitere Sicherheit. Beispielsweise: Differenz (in Meter) der Punkte F und K (Abb. 11): $6,57 - 5,44 = 1,13$; Höhen über Normalhöhennull = NHN-Höhen: $66,09 - 64,96 = 1,13$.

Abbildungsnachweis zumeist bei Abb. oder Anm. genannt; Abb. 3, 9 und 10: Heinz Gabriel, Abb. 4: Archiv Jürgen Gartung; Rolf Ahlers: Abb. 8 und 11 und rote Eintragungen in den Karten und Fotos; Abb. 12: Blaue Eintragungen zu den NHN-Höhen von Jürgen Gartung.

Anmerkungen

- ¹ Brandt, Carl: *Schwülper, ein Stück niedersächsischer Heimatgeschichte*. – Hildesheim, 1912.
- ² Siehe Abb. 5 in: Ahlers, Rolf: *Spuren im Feld zwischen Völknerode und Wendezelle*. In: *Braunschweigische Heimat* 101 (2), S. 13-15.
- ³ Karte des Landes Braunschweig im 18. Jhdt., 3628 Wendeburg.
- ⁴ Hahne, Otto: *Die mittelalterlichen Burgen und Erdwälle am Okerlauf*. – Braunschweig, 1965.
- ⁵ Koch, Jens: *Die Motte zu Wipshausen – der älteste Burghügel im Peiner Land*. – In: *Braunschweigische Heimat* 2014 (2), S. 7.
- ⁶ Meier, Paul Jonas: *Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Braunschweig*. – Wolfenbüttel, 1900.
- ⁷ Bethmann, Waldemar: *Feuerstätte und Damm bei Wendeburg, 1881*. – Stadtbibliothek Braunschweig, Kt 28 I 5.
- ⁸ Bock, Erich: *Heimatgrüße*. – Wolfenbüttel, 1914.
- ⁹ Ahlers, Rolf: *Der Stein von Wense*. – *Wendeburger Heimatkunde* Heft 18. – Wendeburg, 2001.
- ¹⁰ Siehe Anm. Meier.
- ¹¹ Hundertmark, Edeltraud: *Der Landkreis Braunschweig, Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. II*. – Bremen-Horn, 1965.
- ¹² Schultz, Hans-Adolf: *Burgen und Schlösser im westlichen Teile des Landkreises Braunschweig*. – In: *Heimatbote des Landkreises Braunschweig*, 1960, S. 49-55.
- ¹³ Karte von 1820. Nieders. Landesarchiv-Standort Wolfenbüttel, Sign.: K 5844.
- ¹⁴ Ahlers, Rolf: *War der Veltenhöfer Kuckkuksberg eine Wasserburg?* – In: *Braunschweigische Heimat* 2016 (1), S. 12-13.
- ¹⁵ Karte von 1838. Nieders. Landesarchiv-Standort Wolfenbüttel, Sign.: K 5210.
- ¹⁶ Hagen, Rüdiger: *Mühlenbau und Mühlen im Braunschweiger Land, eine bemerkenswerte Brücke zwischen Tradition und Moderne*. – In: *Braunschweigische Heimat*, 2010 (1), S. 20-27.
- ¹⁷ Siehe Anm. Hundertmark 1965.
- ¹⁸ Nieders. Landesarchiv Hannover, Sign. Nds. 120 Lüneburg, Acc. 107/86 Nr. 294. Darin: 23.10.1959. Der Unterschunterverband Lehre führte im Laufe des Sommers Begradigungen und Verlegungen des Schunterverlaufes in der Gemarkung Walle bis zur Einmündung in die Oker durch.
- ¹⁹ Wallbrecht, Andreas: *Nördlichste Burganlage der Vorrömischen Eisenzeit: Die Scheverlingenburg von Walle, Ldkr. Gifhorn*. – In: *Die Kunde, Zeitschrift für Archäologie, Neue Folge* 54, T. 2, S. 45-53.
- ²⁰ Siehe Anm. Hahne.
- ²¹ *Braunschweigische Reimchronik*. In: *Monumenta Germaniae Historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500, Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters*: Bd. 2: 483. – Hannover, 1877.
- ²² Aus handschriftlichen Notizen des Postmeisters August Jungesbluth (im Exemplar „Dedekind Anm.“, Stadtbibliothek Braunschweig, Sign. I 15-578): Nach „Altes Jahrbuch 1883“ und „Stolzenberg-Luttmersen, von: Die Spuren der Longobarden vom Nordmeer zur Donau. – Hannover, 1889.“
- ²³ Dedekind, Julius Levin Ulrich: *Scheverlingenburg oder Walle*. – Braunschweig, 1856.
- ²⁴ Rund, Jürgen: *Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landkreises Gifhorn*. – Hannover, 1996.
- ²⁵ Abgedruckt in: *Origines Guelficae III*. – Hannover, 1752, S. 802.
- ²⁶ Abgedruckt in: *Origines Guelficae III*. – Hannover, 1752, S. 363ff.
- ²⁷ Siehe Anm. Rund.
- ²⁸ Schultz, Hans-Adolf: *Verborgene Historische Stätten, die Scheverlingenburg – Walle*. – In: *Braunschweigische Heimat* 1972 (4), S. 97-102.
- ²⁹ Hundertmark, Edeltraud: *Der Landkreis Gifhorn*. – Gifhorn, 1975.
- ³⁰ Klose, Heinz: *Geschichtliches aus dem Papenteich*. – Meine, 1983.
- ³¹ Kretzschmar, Lars: *Die Schunterburgen*. – Wolfenbüttel, 1997.
- ³² Nieders. Landesarchiv-Standort Wolfenbüttel, Sign.: 6 Alt Nr. 172 (1594/1597); 26 Alt Nr. 89 (1681); 26 Alt 118 Bd. 1, Bl 200 (1592-1593); K 257 (1792); K 5210 (1837/1838). Nieders. Landesarchiv-Standort Hannover, Sign. Kartensammlung: Nr. 31 f/67 m (1727); Nr. 32 f Walle 3 pm (1828-1847); Nr. 71 Bb/20 k (1592-1598); Nr. 71 Bb/22 pg (1592-1598). Mit Jahr(e) in ().



(1)

Der Braunschweigische Landesverein in Aktion – Ein Rückblick

Samstag, 21.03.2015: Tagesfahrt (Bahnfahrt) nach Hildesheim, Stadtbesichtigung mit Domführung, Roemer- und Pelizaeus-Museum, Leitung: Edmund Heide.

Mittwoch, 15.04.2015: Führung durch das Volkswagenwerk Braunschweig, Leitung: Edmund Heide.

Samstag, 25.04.2015: Ganztägige Exkursion mit Reisebus nach Wettin an der Saale, dort: Stadtführung, am Nachmittag in das Weinbaugebiet Mansfelder Seen mit Weinbergführung Kelterberg bei Hohnstedt, Leitung: Dieter Heitefuß.

Samstag, 09.05.2015: Fahnenhissung in Rühle am Weinberg: Herzog Wilhelm Denkmal. Fahrt in Fahrgemeinschaften mit PKW, Leitung: Dieter Heitefuß.

Sonntag, 07.06.2015: Kulturhistorische Radtour von Wolfenbüttel nach Braunschweig und zurück, Leitung: Klaus Hermann.

Samstag, 13.06.2015: Tagesfahrt nach Hamburg, Bahnfahrt und Hafenrundfahrt, Leitung: Edmund Heide.

Dienstag, 21.07.2015: Nepal ist einzigartig – und durch das verheerende Erdbeben im April noch immer bedroht. Vortrag von Klaus Hermann und Uwe Kirchberger.

Samstag, 22.08.2015: Führung durch den Stadtteil Hondelage, Siedlungsgeschichte und Naturschutz. Dieter Kühn und Dr. Bernd Hoppe-Dominik.

Samstag, 05.09.2015: Tagesfahrt (Bahnfahrt) nach Hamburg, Stadtrundgang, Alsterrundfahrt und Hafenrundfahrt, Leitung: Edmund Heide.

Samstag, 12.09.2015: Führung durch das Dorf Mascherode, „Wasserversorgung bis Mitte des 20. Jahrhunderts“ und „Wasserbruderschaft in der Gegenwart“, Leitung: Henning Habekost.

Dienstag, 13.10.2015: Welcome to Iran, Reisebericht von Helga Abel und Klaus Hermann.

Samstag, 21.11.2015: Braunkohlwanderung vom Schäferstuhl nach Liebenburg. Fahrt in Fahrgemeinschaften mit PKW, Leitung: Dieter Heitefuß.

Dienstag, 01.12.2015: Vor-Weihnachtliche Stunde in der Martinikirche in Braunschweig mit Führung. Leitung: Otto Pffingsten.

Dienstag, 19.01.2016: Ernst Rudorff und die Heimatschutzbewegung, Vortrag von Klaus Hermann.

Dienstag, 08.03.2016: Betriebsführung in MAN Bus&Truck in Salzgitter. Leitung: Edmund Heide.

Der Braunschweigische Landesverein in Aktion (Ausblick): Siehe „Termine“ auf unserer Webseite: „www.bs-heimat.de“

Exkursion nach Wettin und in das Weinbaugebiet Mansfelder Seen Hohnstedt.

Abb. 1: Die Teilnehmer/innen vor dem Raddampfer-Restaurant am „Süßen See“. **Abb. 2:** Während der Weinbergführung.

Exkursion nach Hamburg. Abb. 3: Drei Braunschweiger auf dem „Michel“.

Abb. 4: Blick vom „Michel“ auf den Hafen.

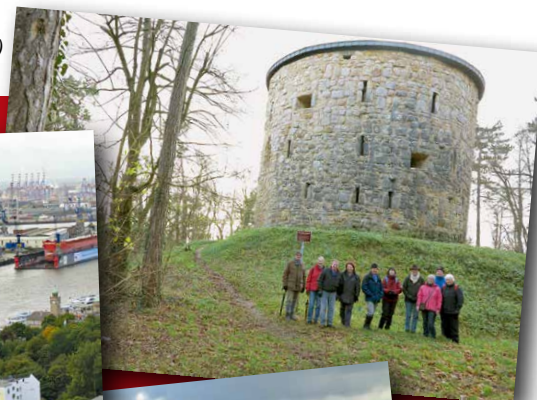
Braunkohlwanderung nach Liebenburg. Abb. 5: Die Wandergruppe vor dem Hausmannsturm. **Abb. 6:** Blick auf Liebenburg und das Harzvorland.



(2)



(4)



(5)



(6)



(3)

Sühnesteine

Gruselboten des Mittelalters

Jens Koch

Sühnestein, Kreuzstein, Scheibenkreuz oder auch Mordwange ist die Bezeichnung dieser Objekte, sie werden als Flurdenkmal oder Bodendenkmal eingestuft. Es sind mittelalterliche Rechtssteine. Die frühen Christen waren bemüht, Blutrache abzuschaffen und Sühneverträge einzuführen. Mit der Einführung des Christentums wurde ein Tötungsdelikt (Mord oder Totschlag) mit einer Reihe kirchlicher Bußen belegt, mit denen die Untat gesühnt werden sollte. Seelenmessen, Wallfahrten, Bußzüge sollten dem Seelenheil des Getöteten, der ja ohne geistliche Absolution aus dem Leben geschieden war, dienen. Erhaltene Sühneverträge geben Auskunft über die einst gängige Praxis. In diesen Verträgen erscheint häufig auch die Verpflichtung, ein steinernes Kreuz als Sühnestein setzen zu lassen, und zwar entweder am Tatort oder an einem anderen Ort, wo es die Hinterbliebenen haben wollten. Nach unserem modernem Rechtsempfinden erscheint eine derart milde Strafe für einen Tötungsdelikt natürlich unglaublich, letztlich stellt eine solche Angelegenheit ja keine angemessene Bestrafung des Täters dar, aber so etwas ist Ausdruck der bizarren Glaubenswelt des Mittelalters mit den noch stark vorhandenen heidnischen Einflüssen. Es war früher auch Sitte, an den Steinen ein kurzes Gebet zu sprechen. Noch im 19. und frühen 20. Jahrhundert wurden viele der Steine versetzt und auf die Kirchen-Areale gebracht. Sie störten sicher beim ständig expandierenden Wegebau, doch hatte man genug Respekt vor diesen etwas schauerlichen, heiligen Objekten, sodass sie nicht zerschlagen wurden. Um nahezu jedes dieser Kreuze rankt sich eine Sage, die im Kern fast immer an eine Bluttat erinnert, und die Mehrzahl dieser Male verdankt auch einer Blutsühne ihr Entstehen, doch bei Weitem nicht alle; denn ein großer Teil war nur Andachtsbild oder Grenzzeichen und nur selten können wir entscheiden, aus welchem Grund ein derartiges Kreuz aufgestellt worden ist. In der älteren Literatur findet man folgende Unterscheidung:

Wie die Bezeichnungen Sühnestein oder Sühnekreuz bereits andeuten, handelte es sich hierbei um Objekte, die nach einem offiziellen Urteilsspruch zur Sühne eines Verbrechens errichtet wurden. Als Typus wurden hierzu sowohl



(1)



(3)

Abb. 1: Scheibenkreuzstein bei Bründeln, errichtet im 15. Jahrhundert als Sühnestein einer Bluttat.

Abb. 2 unten: Der Scheibenkreuzstein bei Bründeln. (Foto: Uwe Krebs)

Abb. 3: Die Kirchhofsmauer in Hohenhameln mit 2 Steinen.

Abb. 4: Die 3 Hohenhamelner Steine an der Kirchenwand.

Abb. 5: Der Stein neben der Kirche in Soßmar.

Abb. 6: Der Scheibenkreuzstein in Harber.

Abbildungsnachweis:

Fotos von Jens Koch, soweit nicht anders angegeben.



(5)



(6)



(4)

Scheibenkreuze als auch Kreuzstelen bzw. Kreuzsteine ausgewählt.

Unfall-Steine: Der plötzliche Tod konnte den Zeitgenossen aber auch aufgrund eines Unfalls (oder Unglückes) ereilen, wie einige Steinkreuze oder Kreuzsteine im Untersuchungsgebiet bezeugen. Einige Inschriften oder Reliefs überliefern auch die Todesursache der Opfer.

Mordopfer-Steine: Doch auch Mordopfer, deren Täter unbekannt blieben, konnten ein Erinnerungsmal erhalten.

Eine bemerkenswerte Häufung seltsamer, mittelalterlicher Rechts-Denkmäler ist in der Gemeinde Hohenhameln zu verzeichnen. Reisende, die sich auf der B 494 von Hildesheim kommend, dem Ort Hohenhameln nähern, erblicken bisweilen auf Höhe der Abzweigung nach Bründeln ein archaisch wirkendes Stein-Monument, aufgestellt am Straßenrand. (Abb. 1 + 2) In der westlichen Kirchhofsmauer bei der evangelischen Kirche in Hohenhameln waren gleich 3 Exemplare aus Sandstein zu entdecken (Abb. 3). Sie sollen schon frühzeitig aus der Feldmark verbracht und hier eingemauert worden sein. Angeblich hat die Mauer bereits während einer Fehde im Jahre 1485 eine strategische Rolle in der Verteidigung Hohenhamelns gespielt. Vor 2 Jahren wurden sie entfernt und stehen nun separat an der Nordseite der Kirche. (Abb. 4) Auch bei den Kirchen in Soßmar (Abb. 5) und Bierbergen (zugewachsen) befinden sich je ein Sühnestein. Am besten erhalten ist jedoch das Scheibenkreuz in Harber. Beim Ausbau der Kanalisation am „Kurzen Hagen“ in Harber hatte ein Baggerfahrer vor wenigen Jahren vermeintliche Fundamentreste aus dem Boden geholt, die sich schnell als Rarität entpuppten: Man entdeckte einen 2,10 Meter langen und zwei Tonnen schweren Kreuzstein aus weißem Sandstein mit noch lesbarer Inschrift; er wurde restauriert und wieder am Fundort aufgestellt. (Abb. 6)



Der Buntspecht ist der häufigste Specht in unseren Wäldern und in unseren heimischen Gärten

Rolf Jürgens

Schon früh im Jahr können ist sein lautes „Kik“ in unseren Wäldern, Parkanlagen und auch in so manchem Garten zu hören. Er ist schwarz-weiß-rot gezeichnet. Die großen weißen Schulterflecken, die weiße Unterseite und rot leuchtenden Unterschwanzdecken sind seine Erkennungsmerkmale. Das Männchen hat einen ziemlich breiten roten Nackenfleck. Mit seinen starken Krallen klettert der Buntspecht den Baumstamm hinauf und sucht die Baumrinde nach Insekten und Larven ab. Halt beim Klettern geben ihm seine Mittelfedern sowie der kurze Schwanz. Im Frühjahr zimmert vor allem das Männchen in Laub- oder Nadelbäume eine 40 Zentimeter tiefe Nisthöhle, die meist mehrere Jahre hintereinander benutzt wird. Das Weibchen legt im April 4 oder 5 Eier, die von beiden Partnern etwa 14 Tage bebrütet werden. Nach dem Schlüpfen betteln die Jungen laut und intensiv nach Nahrung. Die Altvögel fliegen in kurzen Abständen die Höhle an und krallen sich am Rand der Nisthöhle fest und füttern die hungrigen Jungen, die ihren Schnabel weit aufsperrten. Buntspechte legen wesentlich mehr Höhlen an als sie zur Brut und Übernachtung benötigen. Die Buntspechthöhlen tragen daher wesentlich für die Erhaltung und Vermehrung von höhlenbrütenden Singvögeln bei.

Der Buntspecht, eine ehemals in unseren Wäldern vorkommende Spechtart, drängt in den letzten Jahrzehnten immer mehr in die Gärten der Städte und Dörfer. Im Winter vergesellschaften sich Buntspechte oft mit Kleinvögeln wie Meisen und Kleibern zur gemeinsamen Nahrungssuche. Sie treten außerhalb der Brutzeit auch an Winterfutterplätzen auf, besonders wenn Fett-nahrung angeboten wird. So ist der Buntspecht dort ein zu beobachtender Gast. Es ist immer wieder ein Erlebnis, diesen spezialisierten Stammkletterer beobachten zu können.





Braunschweigische Heimat



102. Jahrgang, Ausgabe 2/2016



Aus dem Inhalt:

Fricke van Twedorp / von Zweydorff – Aus dem Leben eines Braunschweiger Patriziers

Weißstorchenbrut in Zweidorf

Glockentürme und ihre Funktion an braunschweigischen Dorfkirchen und Schulen



Fritze un Flori vortällt sick wat – Fritz und Florian erzählen sich etwas

Fritz(e) und Flori erfreuen uns mit eigenen Erlebnissen und geschichtlichen Ereignissen. Geschrieben sind die Geschichten und Gedichte in unserem regionaltypischen ostfälischen Plattdeutsch, für darin noch ungeübte Leserinnen und Leser wird es durch lautes Vorlesen viel leichter verständlich. Auch stärkt die Beschäftigung mit Plattdeutsch jedes Mal die eigene und die regionale Identität: Plattdeutsch ist ein wichtiges heimisches Kulturgut – Plattdeutsch verbindet, früher wie heute, Ältere und Jüngere. Die ins Hochdeutsche übertragenen Texte erlauben eine noch leichtere Verständlichkeit der Inhalte, sie sind aber auch für sich allein sehr lesenswert.

Köhler, Ilse: Fritze un Flori vortällt sick wat – Fritz und Florian erzählen sich etwas. Kindergeschichten in ostfälischem Plattdeutsch und in Hochdeutsch. Wendeburg, 2016. 130 S., ISBN 978-3-932030-72-7. 14,50 Euro, Verlag Uwe Krebs. Auch erhältlich als E-Book! (AG Plattdeutsch der Braunschweigischen Landschaft)

Abbildungen Titelseite:

Abb. oben:

Buchseite der Chronik des Ulrich von Richental, um 1470 (Seite 8).

Abb. mitte:

Das Kraftwerk Buschhaus im Braunkohlenrevier Helmstedt-Schöningen, hier noch in Betrieb, ging am 23.09.2016 tatsächlich und am 30.09.2016 offiziell vom Netz. Luftbild von Dieter Heitefuß (Seite 46).

Abb. unten links:

Weißstörche in Zweidorf. Foto von Dr. Reinhard Ziegler (Seite 48).

Abb. unten rechts:

Kirche Stiege, Ansicht Nordost mit separatem Glockenturm, ca. 2010 (Seite 38).

-
- 3 Das alte Land Braunschweig im Blick – Eine Kartenreihe**
Niels Petersen
-
- 6 1941 – vor 75 Jahren wurden die Ölsburger endlich zu Peinern**
Jens Koch
-
- 8 Fricke van Twedorp / von Zweydorff**
Joachim Lehrmann
-
- 20 Zur Größe der Schiffe auf Aller, Oker und Schunter im Mittelalter**
Rolf Ahlers
-
- 25 „Braunschweig, du Schöne“ – Irina Korschunow und Braunschweig**
Herbert Blume
-
- 33 Braunschweigische Spuren in Wien: die österreichische Kaiserkrone**
Gerd Biegel
-
- 34 Die Mühlenkirche – vom Mühlstein zum Abendmahl**
Bernd Froehlich
-
- 38 Gewöhnliche und außergewöhnliche Glockentürme und ihre Funktionen an braunschweigischen Dorfkirchen und Schulen**
Falko Rost
-
- 46 Der Braunschweigische Landesverein in Aktion**
-
- 47 Wilhelmine Reichard, die erste deutsche Luftschifferin**
Gerd Biegel
-
- 48 Weißstorchbrut in Zweidorf**
Reinhard Ziegler
-

Impressum:

*Braunschweigischer Landesverein
Geschichte-Heimat-Natur e.V.
– Herausgeber –
www.bs-heimat.de*

*Unser Mitgliedsbeitrag beträgt
25,00 Euro pro Kalenderjahr,
Beitragshöhe für Schüler/innen
und Student/innen auf Anfrage.*

*Unser Konto: IBAN:
DE19250500000000111690
BIC: NOLADE2HXXX*

*Namentlich gekennzeichnete Beiträge
verantworten die Urheber/innen,
nicht der Verein oder die Redaktion.*

*Die Braunschweigische Heimat
erscheint auch in:
„Digitale Bibliothek Braunschweig“
– Ein Dienst der Universitätsbibliothek der TU Braunschweig.*

*Vorsitzender: Dieter Heitefuß,
Buchfinkweg 10,
38122 Braunschweig,
vorsitzender@bs-heimat.de*

*Redaktion: Rolf Ahlers,
Wendezeller Ring 10,
38176 Wendeburg,
heimat@bs-heimat.de*

*Gestaltung: Uwe Krebs
www.verlag-uwe-krebs.de*

*Braunschweigische Heimat
ISSN 2198-0225*



Abb. 1: Titelmotiv der Regionalkarte Braunschweig/Salzgitter.

Das alte Land Braunschweig im Blick

Eine Kartenreihe zeigt die Geschichte im Kleinen

Dr. Niels Petersen

Dass Geschichte keinesfalls von „großen Persönlichkeiten“ bewusst gemacht wird, sondern sich vielmehr aus jedem erdenklichen Geschehen zusammensetzt, erscheine es auch noch so unbedeutend, ist der Ausgangspunkt für die Arbeit am Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen. Ein Werkzeug, sich diesen vielen Arten von Geschichte zu nähern, stellt die seit 1964 erscheinende Reihe der Historisch-Landeskundlichen Exkursionskarte von Niedersachsen (heute: Regionalkarte zur Geschichte und Landeskunde) dar. Hier werden verschiedenste Elemente der historischen Siedlungs- und Kulturlandschaftsentwicklung von der Vorgeschichte bis ins 19. Jahrhundert kartiert und erklärt. Die Karten dienen praktisch als Fenster in die Vergangenheit und überraschen nicht selten die Leserinnen und Leser mit so manchem Detail. Ausgehend von den steinzeitlichen Funden erscheinen Siedlungs- und Kulturgebiete auf dem Kartenbild. Sie können ein Bild davon vermitteln, wo sich die Menschen aufgehalten haben und später sesshaft wurden – nicht selten sind das dieselben Orte, die über die folgenden Jahrtausende kontinuierlich besiedelt waren, weil es hier Wasser gab und die Böden und Weideflächen günstig lagen und weil sich Brenn- und Bauholz oder Steingruben in erreichbarer Entfernung befanden.

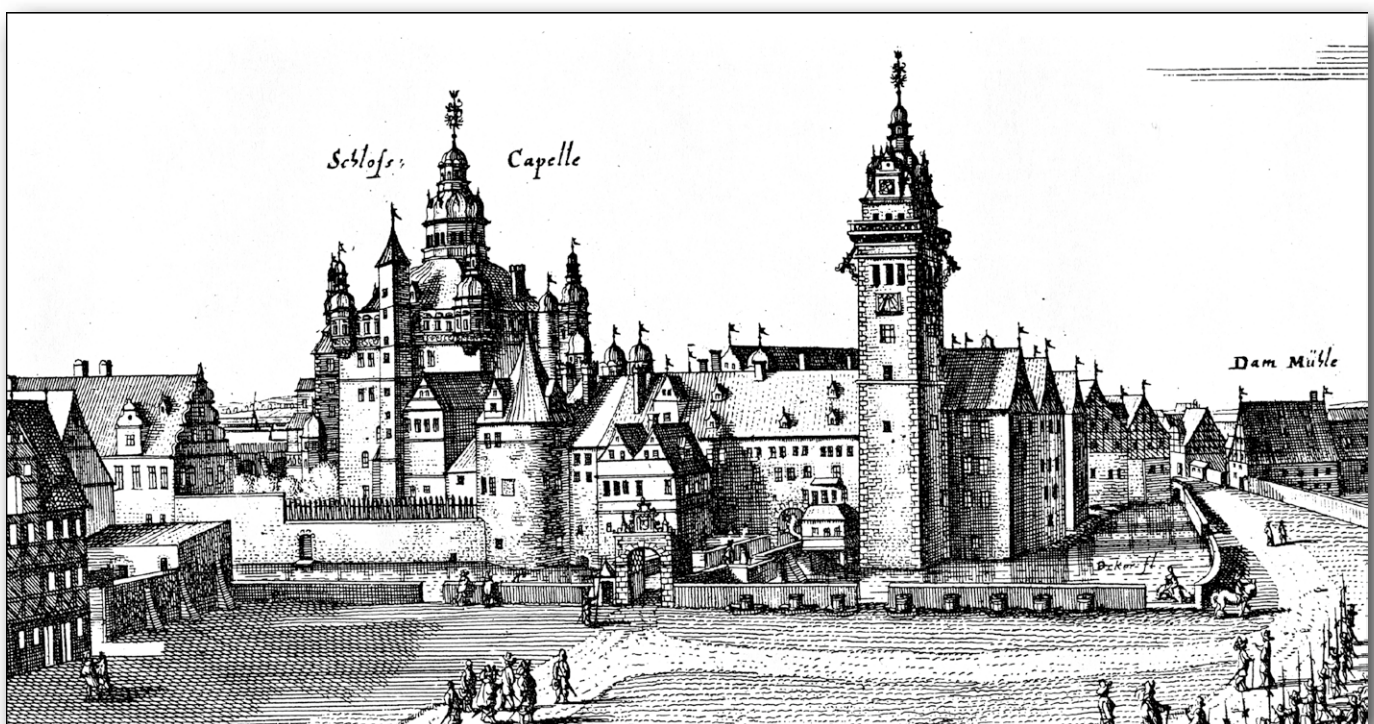
Dies lässt sich anhand einer kleinen Reise durch das alte Land Braunschweig deutlich machen. In der Weserschleife bei Kemnade nördlich von Bodenwerder finden sich vorgeschichtliche Rast- oder Siedlungsplätze, in deren Nähe Gräberfelder liegen. Für das 11. Jahrhundert sind Siedlung und Kloster Kemnade belegt, die den Fluss intensiv nutzten: im Mittelalter wurde ein Fährbetrieb eingerichtet, außerdem

arbeiteten hier mehrere Wassermühlen. Wenn man hier nun mit der Fähre auf rechte Ufer übersetzt, folgt man automatisch dem Weg nördlich entlang des Voglers, dem die Trasse der heutigen B 240 noch weitgehend entspricht. Man durchquert Eschershausen, das, ursprünglich hildesheimisch, 1409 in welfischen Besitz kam. Statt zum historischen Amtssitz Wickensen geht es nach Nordosten in Richtung Alfeld, wo man bei der Überquerung des Hils auf mittelalterliche Glashütten stößt. Räumlich und zeitlich sind sie Vorboten der großen Glashütte Grünenplan, die sich seit dem frühen 18. Jahrhundert an dieser Stelle entwickelte. Auf dem Weg in das frühindustrielle Zentrum Alfeld verlässt man am Osthang des Hils das braunschweigische Territorium. An der Schnittstelle von Grenze und Weg befand sich ein Forsthaus, das zugleich als Krug und Zollstelle diente – ganz typisch für frühneuzeitliche Verhältnisse. Im 16. Jahrhundert gehörte das Amt Winzenburg für einige Zeit zum Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel, kam aber 1643 dauerhaft ans Hochstift Hildesheim zurück – würde man also in dieser Zeit reisen, hätte man braunschweigischen Boden gar nicht verlassen. Entlang des alten Wegs von Alfeld nach Gandersheim lässt sich aus der Ferne linkerhand dann auch die Winzenburg erkennen, deren fünfeckiger Bergfried aus dem 12. Jahrhundert nur noch in seinen Grundmauern erhalten ist. Die Steine mag man in der unterhalb der Burg gelegenen, frühneuzeitlichen Domäne finden. Von Norden nähert man sich Gandersheim durch eindrucksvolle Hohlwege. Clus und Brunshausen künden von der Bedeutung des eigentlichen geistlichen Zentrums der Region, des Reichsstifts Gandersheim. Zieht man von dort weiter nach Osten,

kommt man vorbei an einer Reihe von Wassermühlen, darunter eine Papiermühle aus dem 17. Jahrhundert bei Engelade, schließlich nach Seesen. Dies war ein belebter Ort. Hier befanden sich im 18. Jahrhundert mehrere Rittergüter, eine Sägemühle aus dem 15. Jahrhundert, eine Ziegelei, auch eine Tuchfabrik. 1836 hätte man Heinrich Engelhard Steinweg in seiner Tischlerei besuchen können, bevor er mit seiner Familie in die USA auswanderte und als Steinway & Sons recht erfolgreich Klaviere baute. Der typische Lärm der Sägemühlen war bis ins 20. Jahrhundert zu hören. Das Sägewerk Paetz wurde bald an die neue Eisenbahn verlegt, die den Ort seit 1856 mit Kreiensen bzw. seit 1872 mit Osterode verband. Mit der Bahn geht es dann auch weiter nach Norden bis nach Bornhausen und von dort nun wieder zu Fuß entlang alter Wege über Hahausen vorbei an Steinbrüchen, aufgelassenen Ackerflächen, den sog. Wölbiäckern, in Richtung Lutter am Barenberge. Das berühmte Schlachtfeld, auf dem 1626 der kaiserliche Tilly den dänischen König Christian IV. schlug, hatte im Ort verheerende Folgen hinterlassen. Vom Weg aus ist davon für den Laien nichts mehr erkennbar, allenfalls zwei Gedenksteine verweisen auf den Ort der blutigen Schlacht. Bei der alten Ziegelei von Neu Wallmoden überquert man einmal mehr die durch Krug und Zollstelle erfahrbare Territorialgrenze. Vom traditionsreichen Rittergut in Alt Wallmoden ist kaum eine Stunde Wegstrecke zurückzulegen, ehe man im Schatten des 941 gestifteten Klosters Ringelheim rasten kann. Erfrischen ließe sich auch an der Saline Salzgitter(-Bad); das Salz, dessen Ausbeutung 1125 erstmals belegt ist, bedeutet bis heute Fluch und Segen für die Region. Von hier aus ging die Bahn nach Werlaburgdorf, wo heute Teile der 926 erstmals genannten, berühmten ottonischen Pfalz nachgebaut wurden. Fast schnurgerade nach Norden führt die alte Straße entlang der Oker vorbei an den Klöstern Heiningen und Dorstadt und dem Bungenstedter Turm, einer Landwehrwarte, direkt ins Herz der Residenzstadt Wolfenbüttel, zum Schloss. Verlässt man den Ort auf dem sogenannten Herrschaftlichen

Weg, der im 17. Jahrhundert durch das Lechlumer Holz geführt wurde, so passiert man das Sternhaus und das Gut Stöckheim, bevor erneut eine Landwehr bei Meverode vom braunschweigischen Stadtgebiet kündet. Auch etwas anderes könnte uns zeigen, dass hier eine bedeutende Stadt gewachsen ist: wie ein Kranz legen sich die Wüstungen, verlassene Dorfstätten, um die fünf Weichbilde. Über Dibbesdorf und Wendhausen, vorbei an Windmühlen, geht es schließlich entlang der Schunter und durch das Hattorfer Holz mit der Wüstung Rothehof im Wolfsburger Stadtteil Rabenberg zum Schloss Vorsfelde, in dem vierhundert Jahre lang die Familie von Bartensleben residierte. Hier endet die Reise durchs alte Land Braunschweig.

Dieser Ausflug in die Geschichte mit dem Finger auf der Landkarte ist möglich, weil für fast das gesamte alte Land Braunschweig die Historisch-Landeskundlichen Exkursionskarten bzw. Regionalkarten zur Geschichte und Landeskunde vorliegen. Das Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen gibt seit 1964 diese auf den Topographischen Karten 1:50.000 basierenden Blätter mit Erläuterungsheften heraus. In einer thematischen Schicht werden verschwundene und erhaltene Relikte der Siedlungsgeschichte, mithin der historischen Kulturlandschaft eingetragen. Von vorgeschichtlichen Fundstätten bis zu Fabriken aus der Zeit der Jahrhundertwende reicht das zeitliche Spektrum. Eintragungen zum Mittelalter beinhalten besonders prominent Burgen und Befestigungswerke, Altstraßenverläufe, Klöster und Wüstungen. Die Frühe Neuzeit von ca. 1500 bis 1810 liefert Informationen über Rittergüter, historische Grenzverläufe, Manufakturen wie Webereien, Glashütten oder Windmühlen, dazu wie in allen Epochen zahlreiche Klein- und Kleinstanlagen. Hintergrundinformationen und Erklärungen der Einträge werden jeweils in einem Erläuterungsheft von bis zu 160 Seiten beigegeben. Seit 2008 liegt den Ausgaben jeweils eine CD mit dem Beiheft, zusätzlichen Abbildungen und der Karte in digitaler und interaktiver



Form bei. Auf der Karte lassen sich so gezielt einzelne Elemente hinzuschalten oder ausblenden oder nur einzelne Epochen anzeigen, Ausschnitte drucken und beliebig vergrößern. Die Ausgabe Braunschweig/Salzgitter wurde als jüngster Teil der Reihe am 8. Juni 2016 im Städtischen Museum Braunschweig vorgestellt.

Abb. 2 linke Seite: Schloß Wolfenbüttel, Merian, 1654.

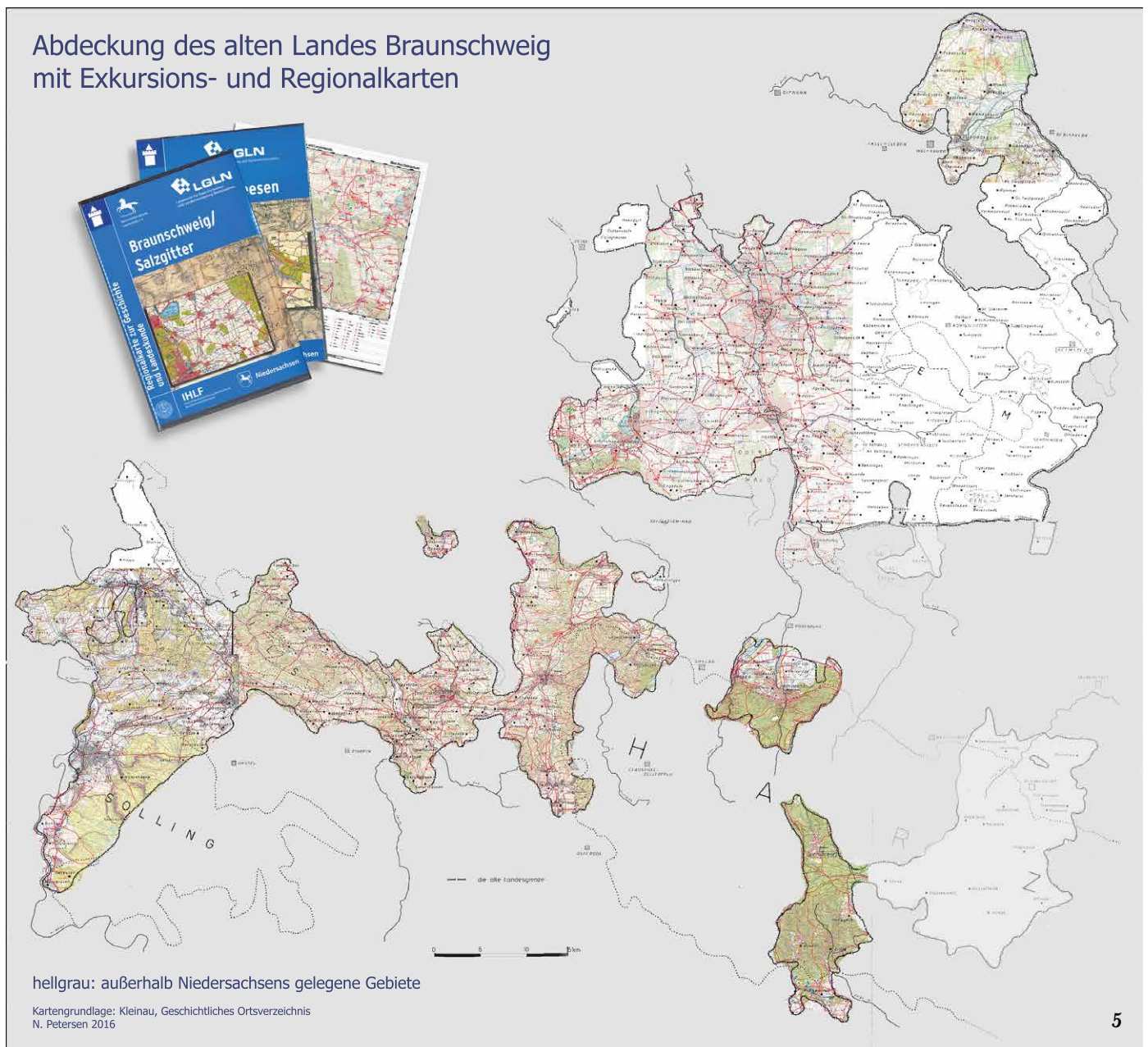
Abb. 3 unten: Abdeckung des alten Landes Braunschweig mit Exkursions- und Regionalkarten.

Die Karten ermöglichen einen einzigartigen Blick in die Geschichte der Region, wie es Überblickswerke oder Lokalstudien nicht leisten können. Die lokalen Bearbeiter, deren Beiträge in der Göttinger Redaktion koordiniert werden, bringen mit ihrem jeweiligen Spezialwissen gemeinsam die historische Dimension ins Kartenbild. Diese diachrone Art der Inventarisierung historischer Orte über den Denkmalschutz oder die archäologische Erfassung hinaus, wie sie von der Historischen Geographie nur noch ganz selten und dann nur eng regional durchgeführt wird, zeigt die Geschichte vor Ort und ermöglicht es Interessierten, die Landschaft mit anderem Blick wahrzunehmen.

Erschienen sind im Bereich des alten Landes Braunschweig bereits folgende Karten, lediglich die Bearbeitung der Karten Königsutter und Schöningen steht noch aus. Die Karten sind über den Buchhandel erhältlich:

Gerhard Streich (Hg.), Historisch-Landeskundliche Exkursionskarte, Blatt Holzminden, Bielefeld 1997, ISBN 3-89534-214-9. / Gerhard Streich (Hg.), Historisch-Landeskundliche Exkursionskarte, Blatt Hörter, Bielefeld 1996, ISBN 3-89534-187-8. / Gerhard Streich, Arnd Reitemeier (Hg.), Regionalkarte zur Geschichte und Landeskunde, Blätter Einbeck und Seesen, Hannover 2011, ISBN 978-3-941177-24-6. / Niels Petersen, Gudrun Pischke und Gerhard Streich (Hg.), Blätter Hildesheim und Bad Salzdetfurth, Hannover 2014, ISBN 978-3-941177-25-3. / Niels Petersen, Gudrun Pischke (Hg.), Blätter Goslar und Bad Lauterberg, Hannover 2015, ISBN 978-3-941177-27-7. / Brage Bei der Wieden, Wolfgang Meibeyer, Niels Petersen (Hg.), Blätter Braunschweig und Salzgitter, Hannover 2016, ISBN 978-3-941177-30-7. / Erhard Köhlhorn (Hg.), Blatt Wolfsburg, Historisch-Landeskundliche Exkursionskarte, Hildesheim 1978, vergriffen.

Abdeckung des alten Landes Braunschweig mit Exkursions- und Regionalkarten



1941 – vor 75 Jahren wurden die Ölsburger endlich zu Peinern

Jens Koch

Ölsburg ist eine der ältesten Siedlungen im Tal der Peiner Fuhse und findet schon Erwähnung in frühmittelalterlichen Quellen; weit über ein Jahrtausend aber, wurde der Ort nicht von Peine verwaltet! Um 900 wird bereits ein Bodo von Oelsburg schriftlich erwähnt. Die sächsischen Fürsten trafen sich laut einer alten urkundlichen Angabe 984 bei Eckehard von Assel auf der Burg Assel (Hesleburg) und kamen überein, die Rechte des jugendlichen Otto III gegen den Herzog Heinrich von Bayern zu verteidigen. Die Grafen von Assel waren ein hoch angesehenes Geschlecht geworden. Hedwig von Assel verheiratete sich seinerzeit mit dem Grafen Altmann von Oelsburg (er verstarb um 1002), dem vor der Jahrtausendwende auch die Burg Stederburg und das dazugehörige Dorf gehörten. Hedwig als Witwe wandelte ihren Stammsitz die Oelsburg später in ein Chorherrenstift („Männerkloster“) um; die ziemlich heruntergekommene Stederburg hingegen wurde ein Frauen-Stift (Kloster).

Um 1600 war die alte Schreibweise „Alsborch“ üblich, wie historische Landkarten beweisen. An den Fuhselauf angrenzend, könnte hier schon vor über 1200 Jahren eine Furt gelegen haben, die man kontrollieren wollte. Noch immer suchen Heimatforscher nach greifbaren Belegen für die Burg in Ölsburg, wo es immerhin noch die „Burgstraße“ im alten Ortskern gibt. Die Spatenforschung könnte hier eines Tages auf die entsprechenden Fundamente stoßen; abwarten ist angesagt.

Der Ort war als Teil des Amtes Vechelde seit 1643 eine Exklave des Landes Braunschweig, also des früheren Herzogtums Braunschweig. Die besondere Lage Ölsburgs machte es zum Zankapfel



Abbildungen von Jens Koch

und führte vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit oft zu Streitigkeiten zwischen den Braunschweiger Herzögen und Bischöfen des Bistums Hildesheim. Fuhse-aufwärts steht die Hildesheimer Festung Steinbrück (Vorgängerbau schon um 1367), abwärts folgte die ältere Burg Peine, gleichfalls lange Hildesheimer Grenzfeste: also hatten die Braunschweiger Herzöge mit Ölsburg als Außenposten jahrhundertlang „den Fuß in der Tür“ der Hildesheimer Stifter! Zum Landkreis Peine kam Ölsburg tatsächlich erst 1941!

Erz, Kali und Erdöl

Mit der Gründung der Ilseder Hütte 1858 und dem darauf folgenden Hochofenbau begannen die industriellen Umwälzungen der Region. In den Jahren 1900 bis 1928 wurde im Kaliwerk Wilhelmshall-Ölsburg Bergbau auf Kalisalze betrieben. In den Jahren 1931 bis 1932 versuchte man zudem mit mäßigem Erfolg Erdöl zu gewinnen.

„Neuölsburg“ war eine Arbeitersiedlung für damalige Mitarbeiter der Ilseder Hütte und der angeschlossenen Bergwerke. Das kleine Dorf Ölsburg wurde durch die florierende und schnell expandierende Ilseder Hütte unvorbereitet mit fremden Menschen aller Berufe „überschwemmt“. Wohnraum war dringend nötig!

Die „Hütte“ baut den Arbeitern ein Dorf zum Wohnen!

Die Hütte kaufte daher 1870 in Ölsburg einen recht großen Bauernhof mit Ländereien und erstellte darauf ein komplett neues Dorf für alle Beschäftigten vom Direktor bis zum Hüttenarbeiter einschließlich Arzt, Zahnarzt, Apotheke und Konsum und nannte es 1875 Neu Ölsburg. Zu jeder preisgünstigen Arbeiterwohnung gehörte eine kleine Stallanlage und 2.000 m² Feld- und Gartenland für den landwirtschaftlichen Nebenerwerb. Die Einwohner wurden von der Hütte rundum versorgt, was seinerzeit einzigartig in Deutschland war! Vom Arzt, Zahnarzt, der Hütten-Apotheke, dem Hüttenkonsum, zwei Schulen, einem Sportplatz, einem Freibad, einem Badehaus mit Sanitätsstation, medizinischen und normalen Wannenbädern und Duschen profitierten die Bewohner entweder preisgünstig oder gar kostenlos. Darüber hinaus gab die Hütte Geld für Wohnungen, Kirchen und Schulbauten auch in den umliegenden Ortschaften. Die Siedlung im Norden des alten Dorfkerns war bis 1964 eine unabhängige Gemeinde mit eigener Verwaltung.

Vor 45 Jahren, am 1. Februar 1971, erfolgte letztlich der Zusammenschluss Ölsburgs mit den umliegenden Orten zur heutigen Gemeinde Ilsede.



Fricke van Twedorp / von Zweydorff

Aus dem Leben eines Patriziers und Beckenwerker-Unternehmers der Braunschweiger Neustadt – um 1400

Joachim Lehrmann

Familie und Wappen

Die van/de Twedorp/von Zweydorff sind eine alte Braunschweiger Patrizier- und Ratsfamilie, zugleich eine hansische Fern- und Großhändlerfamilie, insbesondere Beckenwerker-Unternehmer. Im Rat der Braunschweiger Neustadt sind von 1362 bis 1600 13 Ratsherren und Bürgermeister der Familie bekannt. Frühe Namensnachweise „Twedorp“ finden sich in den Matrikeln der Universitäten zu Prag (1385), Erfurt (1409) und Leipzig (1418). Die Familie stellte mehrere Klosterdamen (2x Kreuzkloster Braunschweig, Kloster Dorstadt und Kloster Heiningen).

Wappenschild: Drei gespaltene rote Rosen, oft schräg gestellt, im silbernen Feld 2/1 mit grünem Querbalken. Helmzier: Säule mit Pfauen- oder Hahnenfedern. Vor der Säule eine halbe rote Rose. (Abb. 1) Fricke van Twedorps Wappen nimmt eine Sonderstellung ein, indem hier vier Säulen mit Pfauenfedern über der schräg gestellten halben Rose als Helmzier erwachsen. (Abb. 2) Bis 1945 befanden sich die Wappen der Familie noch an und in zahlreichen Gebäuden in Braunschweig. (Abb. 3)

Herkunft der Familie

Die Familie van Twedorp gilt als „uralt Braunschweiger Stadtadelsgeschlecht“, welches „es nicht einmal für nötig befunden hat, ... sich ihren Adelsstand vom Kaiser bestätigen zu lassen“.¹

Tatsächlich befindet sich auch ein Ort Zweidorf in der Nähe der Stadt Braunschweig. Dennoch besteht eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit, dass der Herkunftsort der Familie in dem Ort Zweedorf bei Lauenburg/Elbe zu sehen ist, von welchem eine Einwanderung nach Hamburg erfolgte, wo der Name unter den „consules Hamburgenses“ geführt wird und bis zum Jahr 1237 rückverfolgbar ist. Die van Twedorps müssen hier schon recht vermögend gewesen sein und avancierten zu bedeutenden Rats- und Handelsherren, besonders unter dem Bürgermeister Otto de Twedorp (1255 Ratsherr, †1299), nach welchem 1307 eine „Brücke des Herrn Otto von Twedorpe“ im St.-Petri-Viertel erwähnt wird. Diese war Bestandteil der 1340 genannten „Twiete des Herrn Otto von Twedorpe“ bzw. 1450 schlicht „Twedorpstwiete“, wo er ganze Häuserzeilen hatte erbauen lassen. Der Sohn dieses Otto de Twedorp und seiner Frau Alheid, Johannes bzw. Heneke (Koseform von Johannes) wird 1288 bis 1306 als Ratsherr („Consul“) in Hamburg genannt. Dann aber führten wirtschaftliche Probleme dazu, dass die Familie nicht mehr in dortigen Quellen auftaucht.

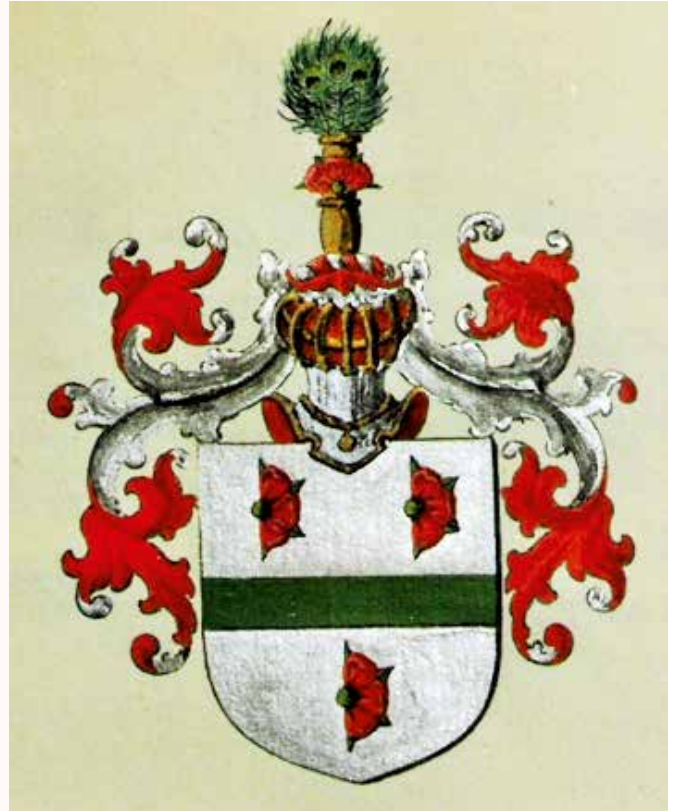


Abb. 1: Wappen van Twedorp. Quelle: Kämpfe, Carl: Braunschweiger Wappenbuch Bd. 2, Stadtarchiv Braunschweig; Signatur H III 3: 4 Vol. 2.

Man geht davon aus, dass eben dieser Johann über Goslar nach Braunschweig gekommen ist, und zwar in Person jenes Johannes de Twedorp, der 1312 zu Goslar im „Rat der Sechs“ erscheint, also im Vorstand der Korporation der Anteilseigner am Bergbau des Rammelsberges. Diese „montani et sylvani“ waren eine Vereinigung der Berg-, Hütten- und Waldbesitzer, die die Gewinnung und Verhüttung des Erzes organisierten und verwalteten.² In Goslar gehörte Johannes de Twedorp der Münzergilde an und wird hier bis 1319 als Bürger genannt. Die Rückschläge im Bergbau dieser Zeit (Versumpfung der Gruben seit etwa 1300) könnten diesen Johan zum erneuten Ortswechsel, jetzt in die aufstrebende Hansestadt Braunschweig, bewogen haben, wo er 1337 als Heneke und verstorben aktenkundig wird. Vor ihm kein Nachweis des Namens Twedorp in Braunschweig. Hier hatte er in der Gördelinger Straße Hausbesitz. Mit ihm beginnt die gesicherte Stammreihe.³ Heneke folgte offenbar dem Weg des Metalls, vielleicht auch dem des Berufs, zumal Braunschweig mit seiner blühenden Metallwaren- und Rüstungsfabrikation infolge seiner günstigen Handelslage auch die mit Kupfer arbeitenden Exportgewerbe langsam, aber sicher an sich zog.

Auffällig sind auch spätere Beziehungen der Twedorps zum Bergbau in Goslar: Als im Jahre 1469 die Stadt Lüneburg, die zeitweilig ein Achtel am Rammelsberg hielt, all ihre diesbezüglichen Anteile und Gerechtigkeiten („berchwerk und deele“) um den Preis von 1500 Rheinischen Gulden abzugeben gewillt war, da trat im Jahr 1477 ein Hinrick Twedorpe mit 200 Mark in den Vertrag ein. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir von der Hütte zum Ghalme (Galmei!), die Twedorp zunächst vorenthalten wurde. Der Bergwerk-Pachtvertrag mit Twedorpe, jetzt wohnhaft in Goslar, wurde jedoch im August 1481 um zwei Jahre verlängert. Bis 1477 aber hatte dieser als Söldner der Stadt Lüneburg „etliche Jahre mit vier Pferden“ gedient und (nach Mancrinus) als „waffenkundiger Reitersmann“ schon 1466 auch mittels erfolgreicher Absolvierung der „Kopfahrt ... den Beweis mannhafter kriegerischer Tüchtigkeit“ erbracht. In diesem Jahr ehelichte Hinrik van Twedorp Gebbeke von der Möhlen in Lüneburg.

Dass die Lüneburger und Braunschweiger Twedorps stammesverwandt sind, steht durch eine Reihe von Belegen außer Frage. Überdies bringt der Lüneburger Genealoge und Chronist J. H. Büttner 1704 das Wappen der van Twedorp zur Darstellung; es ist identisch mit dem aus Braunschweig bekannten. Entsprechend verlockend ist es, in diesem Hinrik, der 1465-1504 in den Lehnbriefen genannt wird, den gleichnamigen Enkel Frickes (Hinriks Sohn) zu sehen. Diesem Fricke aber wollen wir uns nachfolgend hauptsächlich widmen.

Fricke van Twedorp

Fricke (Vricke/Friedrich) van Twedorp war folglich ein Enkel Henekes. Er wurde ab 1383 erwähnt und dürfte um 1355 in Braunschweig geboren worden sein. Seine Eltern sind Lubbert/Ludbert van Twedorp (erwähnt seit 1340, Rats Herr in der Neustadt 1362-73, 1362 Schöffe des Fehmgerichts, Testament 1384, †1387) und dessen Gemahlin Kyne Lutherdes (van Barberge). Seit 1386 ist Fricke Ratsherr, dann Bürgermeister der Neustadt, bis kurz vor seinem 1428 in Braunschweig erfolgten Tod. Er war zweimal verheiratet: zunächst mit Alheid van Adenstede um 1390 und darauf mit Alheyd van Ledinghusen, erwähnt 1427, und es wird kein Zufall sein, wenn beide Gemahlinnen Beckenwerkerfamilien (Unternehmern) entstammten. Von einer geschickten Heiratspolitik kann man ebenso bezüglich seiner Kinder reden. Auch diese heirateten ausnahmslos standesgemäß in die ersten Familien der Stadt ein: van Adenstede, van Broitzem (ritterl. Ursprungs), van Kalm, Lutherdes van Barberge, (von) Glümer und Elers (ritterl. Ursprungs).

Abb. 3: Glasmalerei-Wappenscheibe um 1600 – früher im Westfenster des südlichen Seitenschiffs der Brüdernkirche. Quelle: Städtisches Museum Braunschweig, Sign.: DI 56, Stadt Braunschweig II, Nr. 669.

Abb. 2: Hier sind die Initialen F v T enthalten: Frickes eigenes Siegel. Quelle: Staatsarchiv Wolfenbüttel, Lehnbriefe der Fam. v. Zweyedorff, Sign.: 27 Alt 1187.



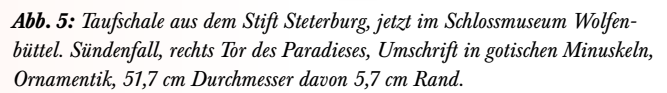
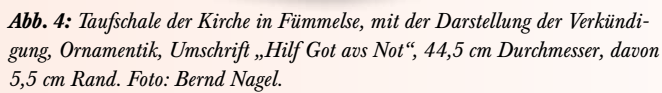
Gewerbe

Fricke war, wie schon sein Vater Lubbert, als „Utwendiger“, also als Unternehmer und Fernhandelskaufmann seit 1384 auch Mitglied der „ratsfähigen“ Beckenwerker-Gilde, welche zu den ältesten und vornehmsten in Braunschweig zählte. Beckenwerker-Utwendige wurden auch zwei der drei Söhne Frickes, und überhaupt stellten die van Twedorp mit sechs Utwendigen die höchste Zahl der Beckenwerker-Unternehmer innerhalb einer Familie in Braunschweig.⁴ Diese waren die das Handwerk nicht selbst ausübenden Inhaber der Werkstätten, wo sie als Fabrik-

herren gieß- und schmiedetechnisch im Verlagssystem auf ihre Kosten arbeiten ließen.

Die Beckenwerker waren ausschließlich im Stadtteil der Braunschweiger Neustadt angesiedelt, welche sich seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts zu einem ausgesprochenen Industriestandort entwickelte. Hier im weniger dicht besiedelten Winkel zwischen Altstadt und Hagen, längs der Stadtmauer, verlief nicht ohne Grund die Beckenwerkerstraße, in welcher Fricke Hausbesitz hatte. Darauf wird zurückzukommen sein. Eben dort befand sich auch seine im Testament genannte „Feuerbude“, also seine Gießerei und Schmiede – aus welcher Bezeichnung schlagartig erhellt, dass es eben diese mit dem Handwerk verbundene enorme Feuergefahrlichkeit war, weshalb es innerhalb Braunschweigs in diese Randlage verbannt wurde und in nur hier vorhandenen Produktionsstätten ausgeübt werden durfte. Auch die hiesigen Orts vorhandene „Kupfertwete“ deutet auf diesen Zusammenhang hin. Zudem konnten hier am Mühlengraben die





Welchen Umfang dies in einem Patrizier-Haushalt annehmen konnte, zeigt beispielhaft das Nachlass-Inventar der Margarete von Grönhagen in Lüneburg aus dem Jahr 1544 – einer übrigens auch in Braunschweig ansässigen und mit den von Zweydorffs verschwägerten Patrizierfamilie: Hier, wo es dieses Gewerbe nicht gab, hingen allein in der großen Deele an Mauerpfeilern 14 Messingbecken sowie ein kleiner und 10 große Messingkessel, und zur Küche hin hingen unter einem Borde weitere 10 große Messingkessel. In der großen Kammer befanden sich auf dem Kamin 11 große und kleine Messingbecken. Und in der Hinterkammer hingen auf dem Kamin nochmals deren fünf. Hinzu kommen aus Messing mehr als 15 große und kleine Leuchter, ein Handfass, ein Handbecken, umfangreiches Geschirr sowie

Der seltenere Galmei (Zinkcarbonat), aus dem Zink gewonnen wurde, kam nur in geringen Mengen vom Harz. Zumeist musste er von weit her, vor allem von der Maas als

Schiffsfracht mittels der Hanse-Koggen über die Nordsee nach Hamburg und Bremen, und dann von dort nach Braunschweig herangeschafft werden, oder dies erfolgte über Köln auf dem Landweg.

Was den Fernhandel der Beckenwerkerware anbelangt, so war dies ein ausgesprochenes Fernhandelsgut, welches im gesamten hanseatischen Raum vertrieben wurde. Das Hamburger Pfundzollbuch etwa gibt zahlreiche Belege für die Verschiffung dieser Braunschweiger Erzeugnisse gen Westen, und betreffs des Ostens ist belegt, dass die Braunschweiger Kessel in Livland lebhaft gefragt waren.

Fricke, der übrigens auch Mitglied der Kramer-Gilde, also einem Zusammenschluss der Kaufleute, war, wird hier ganz zweifellos seine Anteile gehabt haben. Und in welchem Maße mag nun Fricke van Twedorp sein Handelshaus betrieben haben? Zur Beantwortung dieser Frage sind die Stadtbücher aufschlussreich, die Rentengeschäfte und Aktivitäten auf dem Kapitalmarkt ausweisen. Diese hat Bohmbach⁵ in seiner Dissertation ausgewertet und spricht bezüglich seiner in der Neustadt entwickelten Wirtschaftskraft von der „absoluten Dominanz einer Person“, nämlich des Fricke van Twedorp, bzw. von dessen „herausragender Persönlichkeit“, denn Fricke vereinigte 75,4 % des gesamten Kaufumsatzes der Neustadt-Handelsherren auf sich allein.

Besitz

Frickes Vater Lubbert hatte schon ein beachtliches Vermögen zusammengebracht. Dazu zählte eine Reihe von Häusern, auch in der Altstadt. Erwähnt sei „das steynhuse uppe der Beckenwerchtenstrate“, denn schon im Besitz eines solchen galt man als sprichwörtlich „steinreich“. Zu seinem auf Fricke überkommenen Besitz gehörten auch einige Lehen. Besonders wertvoll waren die Zehnteinnahmen. Bereits Frickes Vater besaß 1354 von denen von Heimburg die Zehnten zu Dobbeln, Neinstedt und Cremlingen sowie den halben Zehnten zu Kreitlingen (Wüstung bei Jerxheim), und er erwarb 1353 vom Domkapitel zu Hildesheim den halben Zehnten zu Bleckenstedt und ein Vorwerk daselbst mit vier Hufen. Die Zehntscheunen waren – aufgrund des benötigten Stauraums – neben der Kirche oft die größten Gebäude im Dorf! Erwähnt seien ferner 1357 Lehengüter zu Gr. Lafferde

(5 Hufen, 1 Hof) und Dingelbe (4 Hufen, 1 Hof) vom Michaeliskloster zu Hildesheim, von welchem er auch einen Hof zu Hallendorf erwarb. Hinzu kommen weitere Lehen vom Landadel: in Leinde (1 Hufe, 1 Hof - v. d. Asseburg), in Engelnstedt (1358, 11 Hufen, 2 Höfe - v. Saldern), in Söllingen (3 Hufen, 1 Hof - v. Heimburg) u.a. 1356 hatte Lubbert auch einen Teil des Zweidorfer Holzes von Herzog Magnus I. erworben.

Fricke erweiterte diesen Lehensbesitz und erwarb 1386, zusammen mit seinem Vetter Henrik (auch er ist ein Enkel Henekes) ein begehrtes Lehen in Stöckheim, und zwar 6 Hufen mit zugehörigen Höfen, denn es war von Herzog Friedrich, folglich ein solches aus erster Hand. Von der herzoglichen Familie (Lehnbuch von 1400) stammen ebenfalls 6 Hufen und 2 Höfe zu Halchter, 4 Hufen und 2 Höfe zu Woltwiesche (bei Lengede), 5 Hufen zu Bungenstedt (Wüstung bei Wolfenbüttel) und eine Hufe zu Watenstedt. Von denen von der Asseburg erwarb Fricke 1398 den halben Zehnten zu Halchter, 6,5 Hufen zu Hoiersdorf und einen Hof zu Gr. Biewende. Andere Lehen hielt er gemeinsam mit seinem Vetter Henrik, wie 1394 einen Hof zu Eisenbüttel sowie einen zinsfreien Sattelhof (nebst Ländereien) zu Essenrode von Anno von dem Campe, und sie erwarben 1396 Anteile des Zehnten zu Hohnstedt bei Einbeck von denen von Freden, auch 6 Hufen und einen Hof vom Aegidienkloster zu Braunschweig etc.

Schon Lubbert scheint es wirtschaftlich nicht eben schlecht gegangen zu sein, was übrigens sehr dafür spricht, dass die van Twedorp bei ihrem ersten Auftreten in Braunschweig bereits dem Stand des Patriziats angehörten – ein Aspekt, neben anderen, der die mutmaßliche Herkunft aus Hamburg und Goslar nur unterstreicht. Und bezüglich des Lehensbesitzes ist zu beachten, dass es ja nicht, wie später, eine größere Zahl weiterer „Agnaten“ gab, auf welche sich das Lehens-Vermögen aufteilte. Hier handelt es sich um nur eine oder einzelne Personen. Später zog die Familie Lehensabgaben aus ca. 30 Dörfern, und dies betraf Zehnte, Landbesitz, Meier-, Sattel-, Bau- und Kothöfe, Vorwerke, Mühlenzins, Einkünfte von Schäfereien etc. Ihnen waren folglich ganze Dörfer verpflichtet. Nicht umsonst befand sich, gemäß dem Inventarverzeichnis des Hans van Twedorp (†1645), die Kirchenglocke des Dorfes Watzum als Pfandobjekt bei ihm im Hof.



Abb. 6 und 7: Taufschale zu Semmenstedt, 39 cm Durchmesser, 5 cm breiter Rand mit Inschrift: „CHRISTOPH von ZWEYDORF – DOROTHEA SAMPELEBEN – Haben diesses in der Kirchen Zu Semmenstedt Verehret – Anno 1682“ – Fotos von Joachim Lehrmann.

Fricke van Twedorp hatte ebenfalls aufgrund seiner geschilderten wirtschaftlichen Prosperität allerhand Gewinne anzulegen und zog Renten „aus dem städtischen Schoß“ bzw. aus beim Rat angelegten Geldern. Hinzu kommen Kapitalien, die mit dem Gewerbe unmittelbar in Verbindung standen: der Zins an der „Feuerbude“ (wohl auch als „sine smeden“ bezeichnet) auf der Beckenwerkerstraße wird in seinem Testament erwähnt, weiterhin Werkstatt-Einrichtungen, Rohmaterial, Produktionsmittel, Fertigware, Verkaufsstände, Handelszüge, Kapitalien in fernen Handelskontoren, auch wenn nähere Nachweise fehlen – neben anderen freien Kapitalien. Erwähnenswert und nachgewiesen ist sein Hausbesitz: In der Marktstraße der Neustadt, unter dem (noch nicht vorhandenen) Andreas-Kirchturm an der Ecke zur Weberstraße stand das von ihm seit 1385 selbst bewohnte Patrizierhaus ass. 1182. Es ist dies der große Gebäudekomplex Alte Waage 13 und 14, zu welchem auch die Häuser Weberstraße 1 und 2 als „Buden“ zählten – später in verkleinertem Umfang bekannt als „großes Haus des Barward Tafelmaker“, des Erbauers des Andreas-Kirchturms (zum dritthöchsten Turm Europas) und der Braunschweiger Wasserkünste. Das Fachwerkhhaus beinhaltete als baugeschichtliche Besonderheit einen großen dickwandigen Vorgänger-Steinbau in Palas-Bauweise mit Kemenate aus dem 13. Jahrhundert. Ursprünglich eine Art massive Fluchtburg mit dem Zugang im Obergeschoss (anfangs wohl mittels einziehbarer Leiter), wurde daraus ein per Kamin beheizbares Saalgeschosshaus als eigentlicher und repräsentativer Wohnbereich (auch „Prunkstube“ genannt), dessen Giebelseite am Markte romanische Fenster mit Kleeblattbögen und Teilungssäulen aufwies. Dieser alte Besitz der Familie van Twedorp wurde von Fricke an seinen gleichnamigen Sohn vererbt, der hier als Bürgermeister der Neustadt (bis 1450) bis 1431 gewohnt hat. Dessen Sohn Fricke, Ratsherr bis 1482, vererbte es an seinen Sohn Lubbert, welcher es 1508 an Tafelmaker verkaufte. 1564 (-1580?) wieder Twedorp. Vorderhaus mit großer zweigeschossiger Däle. Unser Fricke aber zog in der Braunschweiger Neustadt Einkünfte aus dem weiteren Besitz von nicht weniger als 33 Häusern in bester Lage, die ihm als Rentenobjekte dienten. Die diesbezüglichen Investitionsschwerpunkte lagen am Radekint und in der Westhälfte von Beckenwerker- und Weberstraße (hier auch das „Hohe Haus“), zum anderen im Umkreis des Marktes um St. Andreas. Fricke van Twedorp war wohl der reichste Bürger der Neustadt. Allein sein Anteil am Kaufvolumen des gesamten Neustädter Rentenmarkts betrug 70 %. Für die Finanzen der Neustadt war kaum flüssiges Kapital vorhanden, da die Person des Fricke Twedorp als eine Ausnahmeerscheinung anzusehen ist. Er war mit Abstand die bedeutendste von ca. fünf Personen, die die gesamte Braunschweiger Neustadt in einer Art von Kreditabhängigkeit hielten.⁶

Einige Mitglieder der Familie van Twedorp lebten später hauptsächlich von den genannten Renten und nannten sich entsprechend „Rentner“. Seinem Reichtum wusste auch der „Stadtadel“ Ausdruck zu verleihen, wie anhand der etwas späteren Bildnisse Braunschweiger Patrizier (insbesondere ihrer Gemahlinnen) offensichtlich wird. Ludger tom Ring etwa porträtierte großenteils nahe Verwandtschaft der Twedorps. Diese hansischen Handelsherren standen in ihrem selbstbewussten Erscheinungsbild selbst den Fürsten nicht so wesentlich nach.

Hoher gesellschaftlicher Rang und ritterliche Lebensart

Mit der Annahme von Lehen hatten sich die Patrizier den agrarisch-feudalen Lebensformen des Adels geöffnet und strebten, in einem ritterlichen Zeitalter lebend, ebenfalls die entsprechende Lebensart an, was u.a. in der Wappenführung, ritterlichen Spielen, Sitten und Festen seinen Ausdruck fand.

Zugleich war die Ratslaufbahn für den „Stadtadel“ weitgehend vorgegeben. Vor seinem Eintritt in den Rat gehörte Fricke van Twedorp 1384 bereits den Gelagsbrüdern an und war folglich zu den repräsentativen Ratsgelagen der altstädtischen Geschlechter zugelassen. Alle drei Söhne Frickes übten hingegen das Amt des „Constablers“ aus, und bis zum Jahr 1569 stellte die Familie van Twedorp allein 18 Konstabler – nahezu jedes erwachsene männliche Familienmitglied. Die Bezeichnung hat einen ursprünglich militärischen Hintergrund, hat mit Reiterei und Waffentechnik zu tun und begegnet uns in enger Beziehung zum Patriziat. Aufgrund ihres Vermögens war die angesprochene städtische Oberschicht in



Abb. 8: Papst Johannes XXIII., Chronik des Ulrich von Richental, um 1470, Badische Landesbibliothek Karlsruhe; abgedruckt in: Steinführer Henning (Hrsg.): Stadt - Schule - Kirche, Martino-Katharineum 1415-2015. – Braunschweig, 2015.

der Lage, ihrer Stadt den kostspieligen Reiterdienst persönlich und mit geworbenen Knechten zu leisten. Für Braunschweig ist die Quellenlage dünn. Hier hatten die Konstabler das prestigeträchtige Ehrenamt, die ebenfalls sehr kostspieligen Ratsgelage auszurichten und die Beköstigung der Eingeladenen aus teilweise eigenen Mitteln zu bestreiten. Man wird ihre Tätigkeit in älteren Zeiten aber nicht nur auf die Fastelabende reduzieren dürfen. Sie waren Ordner und Leiter quasi ritterlicher Tafelrunden, zu welchen Gesang und Tanz, aber auch ritterliche Kampfspiele, zumindest das Lanzenspiel bzw. das Ringstechen zählten, wie dies deutlicher aus Nachbarstädten überliefert ist. Schließlich haben wir es nicht nur mit „rats-, sondern auch mit turnierfähigen Familien“ zu tun. Und es ging auch darum, sich in den Waffen zu üben und zu messen. Auch aus diesem Grund hielten die Patrizier von Zeit zu Zeit Turniere ab, etwa auf dem sog. „Turnierfeld“ vor dem Fallersleber Tor. Daran nahm zuweilen auch der Landesherr teil, wie zu Fricke's Zeit an dem auf dem Markte gehaltenen festlichen Turnier des Jahres 1406, dem Herzog Bernhard und viele vom Adel beiwohnten. Umgekehrt darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir auch Teilnehmer der Braunschweiger „Geschlechter“ auf Otto des Quaden berühmten Turnieren zu Göttingen wiederfinden. Übrigens hatten sie nicht gar so selten auch einmal eine Burg oder ein Schloss in Pfandbesitz. Gerade für Braunschweig mit seiner umfassenden Pfandschlosspolitik, zur Absicherung der Handelswege im weiteren Umkreis um die Stadt, muss das gelten. Doch sind, wohl wieder aufgrund der Quellenlage, nur einige derartige Beispiele bekannt. Aber allein für die hier im Text genannten van Twedorp-Anverwandten von Grönhagen und von der Möhlen gibt es im Raum Lüneburg ca. ein Dutzend derartiger Nachweise, wonach sich Burgen und Schlösser (oft herzogliche Residenzen), nebst zugehöriger Gerichtsbarkeiten, manchmal Städten und zahlreichen Dorfschaften etc., in ihrem zeitweiligen Besitz befanden⁷ – bei auch hier keineswegs vollständiger Überlieferung. An Mitteln und Möglichkeiten bestand auch bei den führenden Braunschweiger Familien kein Mangel, zumal gerade der Braunschweiger Rat zum bedeutendsten Geldgeber des welfischen Gesamthauses aufstieg. Entsprechend hatten unsere Patrizier gegenüber ihren Herzögen eine machtpolitisch ähnliche Stellung wie die Fugger gegenüber dem Kaiser. Ihre Vorbilder aber hatten sie im alten Rom, mit solchen Vertretern wie dem Patrizier Gaius Julius Cäsar. Sie schufen sich ein gigantisches Handelsnetzwerk und verteidigten ihre Positionen auch militärisch selbst gegen Könige (wie u.a. 1369 der „Sieg von Stralsund“ über die dänische Krone, der norwegischen Unterstützung zum Trotz, eindrucksvoll veranschaulicht), und sie hatten einen Ehrenkodex mit eigenen moralischen Vorstellungen wie Ehre und Glaubwürdigkeit. So fühlten sie sich dem landgesessenen Adel gleichrangig, ja überlegen. Während sie diesen oft genug als primitive Straßenräuber bzw. „Heckenritter“ erlebten, wurden in den Städten die Grundlagen moderner Lebensformen wie die Demokratie und die Geldwirtschaft gelegt. Als selbstbewusste hansische Groß- und Fernkaufleute vermochten sie auf der Höhe ihrer Macht durch ihre Finanzpolitik sowie die geknüpften Städtebündnisse entscheidenden Einfluss auf die Pläne selbst des Landesherrn zu nehmen und lenkten selbstverständlich die Geschicke ihrer Stadt – oft gegen dessen Willen.

... im alltäglichen Kleinkrieg des Mittelalters

Gerade Fricke van Twedorp, um 1355 geboren, lebte in außerordentlich bewegten Zeiten des Raubrittertums! Die Stadt war in heftige Fehden mit dem Adel der Nachbarschaft verwickelt und hatte es im Rahmen ihrer Schutz- und Trutspolitik nötig, die 1360 aufgestellte Bürgerwehr von ca. 230 Gewappneten schon fünf Jahre darauf mit über 50 Bürgern als Bogenschützen zu verstärken.

Es ist dies eine Reaktion auf die in Fricke's Jugend vorgefallenen zahlreichen Gewaltakte, die wie der folgende nicht spurlos an ihm vorübergegangen sein werden. So befanden sich zum Jahr 1365 in der Braunschweiger Altstadt die dort verfesteten Heneke (von) Saldere und Ludemann Groven, „umme dat se dot slogen Tileken, den meyer van Twedorpe unde vorwundenen Hermene, sinen sone“. Und einem Zusatz entnehmen wir, dass nicht der Ort Twedorpe gemeint sein könnte, denn dies geschah auf dem Felde bei der Schölke, einem Nebenfluss der Oker, nahe der Braunschweiger Neustadt.

Auch die langen Auflistungen erlittener Schädigungen dieser Jahre in den Urkundenbüchern der Stadt sprechen eine deutliche Sprache. Die Twedorps sind auch hier vertreten und würden noch von Glück sagen können, nur auf ihren Lehngütern 1363 von den auf der Wolfsburg hausenden von Bartensleben um einige Kühe und 1368 von den Vögten des Hildesheimer Bischofs um eine Schafherde von 64 Tieren gebracht worden zu sein, wenn nicht Vieles im Dunkeln bliebe.

Feindesland begann, gerade zu Zeiten schwerer Fehden, gleich nachdem man das Stadttor hinter sich gelassen hatte, denn die mit Hecken, Gräben, Wällen und „Bergfrieden“ gesicherten Landwehren zu errichten, wurde erst im Jahr 1384 beschlossen. Und um auch den Schutz dieser stadtnahen Gebiete außerhalb der bewehrten Ringmauern zu verbessern, gründete sich zum Jahr 1371 eine Waffenbruderschaft, welche selbst den Beritt übernahm. Das I. Gedenkbuch des Gemeinen Rates weist auch „Twedorp“ als Mitglied dieser Bürgerwehr von 54 Personen aus, die nun zu den Waffen schwören. Altersmäßig kommen vielleicht schon Fricke oder eher noch der ältere Vetter Henrik in Betracht, mit folgender Bewaffnung: „helm, pantzer, 2 jopen (Joppen), ysenhot, craghen (Panzerkragen), wapenhantschen, armborst, tartzen (langer halbrunder Schild), glevien (Lanze), sporen unde stavelen (Stiefel)“. Hierzu war naturgemäß das beste Pferd, eben das Streitross, zu satteln. Ohnedies waren die Bürger zum Waffendienst verpflichtet, wozu ein jeder sein „Heergewedde“, also das erforderliche Kriegsgerät im Hause zu haben hatte.

In diesem Sinne bedachte auch Fricke van Twedorp testamentarisch seine drei Söhne jeweils mit einem Betrag für deren Rüstung, und im Haushalt des Hans van Twedorp (†1645) finden wir, wenngleich auch fast drei Jahrhunderte später (da fließen die Quellen reichlicher): 2 silberne Degen, 1 Degengehäng, 1 Paar vergoldete Sporen, 1 Paar „pudere“ Sporen, 1 Harnisch, 7 Feuer(ge)wehre, 1 Kempenspieß, 1 Paar Pistolen mit Halfter, 1 Luntenrohr, 1 Lafette. Kanonen sind auch im Besitz der Familie von Kalm überliefert. Der Patrizier Werner von Laffert hatte 1500 in seinem Hause: 1 Harnisch, 3 Hellebarden, 1 Rückenpanzer, 3 halbe Rücken-

panzer, 3 eiserne „horde“ (?), 2 „arm wapen“, 2 Kniekappen, 2 (Bein-)Schienen, 2 Waffenhandschuhe, 2 Muschelbleche, 4 Halsbleche, 4 Schilde, 1 Streitaxt, 5 Büchsen, 1 „Scrotbarde“, 1 Armbrustspanner.

Die Waffentüchtigkeit spielte eine erhebliche Rolle, denn überall bestand Gefahr durch den fehdefreudigen Landadel. Fricke van Twedorp erlebte es hautnah, wie sich der Göttinger Herzog Otto der Quade (der Böse) nach dem 1373 erfolgten gewaltsamen Tod des Herzogs Magnus II. (Torquatus bzw. „mit der Kette“) im Rahmen des Lüneburger Erbfolgekrieges (1370-88) im Lande Braunschweig festsetzte und danach trachtete, dieses Herzogtum an sich zu reißen.

Verhängnisvoll für die Braunschweiger wurde es, als Bosse Dues, der Vogt des Magdeburger Erzbischofs, von den auf Jerxheim sitzenden von Wenden durch Raubzüge provoziert, ins Land eingefallen war, „die von Wenden zu besuchen“. Etliche Dörfer hatte er bereits raubend und brennend hinter sich gelassen, als ihm die Braunschweiger Allianz am Elm entgegen zog. Doch das Kriegsglück wandte sich gegen die Braunschweiger. Sie wurden „mit Gottes Hilfe (so der Erzbischof) darnieder geschlagen“: Herzog Ernst (Magnus' Bruder), mit 60 Rittern, Knappen und einer Anzahl der – man staune – reichsten Bürger der Stadt gerieten in Gefangenschaft.

Letzteren hätte es, aufgrund ihrer pekuniären Möglichkeiten freigestanden, stellvertretend einen bewaffneten Knecht zu stellen. Doch dies war wohl nicht in ihrem Interesse, auch kein Sonderfall und unterstreicht nur die offenbare Fehdelust auch dieser Familien. Die alten Ratsgeschlechter hatten mehr von Ritterart an sich, als dies dem Gemeinwohl gelegentlich frommte: Die Lösegeldforderungen des Erzbischofs gerieten nun zum Auslöser des größten und blutig vollzogenen Bürgeraufstands, den die Stadt je gesehen hatte, denn um die gewaltigen Kosten aufbringen zu können, plante der Rat eine Steuererhöhung. Das aber brachte den Volkszorn zum Überlauf und bewirkte die „Große Schicht“ (17.04.1374), eine Revolution, der acht Ratsherren und Bürgermeister zum Opfer fielen, während andere ins Exil fliehen mussten. Das aristokratisch-oligarchisch geprägte alte Stadtreghment der vornehmen Geschlechter wurde erschüttert. Von dem Aufruhr blieb die Neustadt nicht verschont. Zwei der Opfer wurden hier enthauptet, während ihr Ratsherr Ambrosius van Sunnenberge (ein Beckenwerker-Fernhändler) auf dem Altstadtmarkt ihr Schicksal teilte. Fricke Vater Lubbert gehörte diesem Rat ebenfalls an. Ob er abgesetzt wurde und ins Exil gehen musste, ist nicht gewiss.

Solcher Bluttat folgte die Verhansung (1375-80), und die zudem geächtete Stadt sah sich von allem Schutz durch den Städtebund entblößt. Die damit verbundene Schwäche nutzten sogleich alle ihre Widersacher, und sämtliche Feindseligkeiten eskalierten.

Und wie verhielt sich der „Schirmherr“ der Stadt, welche Rolle Otto der Quade mittlerweile nach außen hin darzustellen verstand? Die Stadt hatte sich's einiges kosten lassen, diesen mit teuren Geschenken gewogen zu stimmen. Doch gerade Otto machte seinem Ruf als gefährlichster Städtefeind alle Ehre, dessen Worte oft in krassem Widerspruch zu seinen Taten standen. In weitem Umkreis streiften „seine Amtleute“ und raubten den Bürgern Hab und Gut, hielten die Frachtwagen an und erschlugen die Knechte.

Auch wenn an Freveltaten derzeit kein Mangel herrschte, so wird 1377 das Schicksal des „lutteke Jacop“ ein Tagesgespräch in Braunschweigs Neustadt gewesen sein, denn er war einer der „beckenwerchten“ und mit einigen Stücken Kupfer unterwegs, als er den Straßenschindern des berühmten Lodewich van Tzampleve in die Hände fiel. Dessen einschlägig bekannte „hulpere“, mit den klangvollen Namen „Drucketunne, Knop unde junge Stacge“ (Stange/Staken), schleppten ihn „uppe sin slot to Tzampleve“. Zwar hatte der Rat sich sehr für seinen Bürger eingesetzt, doch „Lodewich ... sterve“ ihn lieber zwischen Ungeziefer und Gewürm im dumpfen Turmverlies seines Schlosses zu Sambleben am Elm. Auch dachte er nicht daran, sieben Stücke Kupfers herauszugeben.

In jener Zeit des Fehderechts und der Unsicherheit der Wege war der Fernhandel des reisigen Kaufmanns mit Risiken für Leib und Leben verbunden. Das bezeugen die Eintragungen ins Braunschweiger Fehdebuch, die durchaus auch den familiären Umkreis des Fricke van Twedorp erfassen. So hatte sich am 24.02.1377 Cord von der Asseburg samt seinen Brüdern (Burchard und Burchard = „Busso“), Gumprecht von Wanzleben und allen, die dabei waren, „als Henrik Twedorp gehindert ward, unde umme alle der schicht (strafwürdige Tat) willen, de an eme geschen is“, mit dem Rat der Stadt freundlich ausgesöhnt.⁸

Dieser Henrik ist Fricke's Vetter/Cousin und wie dieser Enkel des Heneke. Beide haben wirtschaftliche Verflechtungen, wie zuvor berührt. 1406 ist er Ratsherr in der Neustadt.

Gehindert bedeutet im Sprachgebrauch jener Zeit, dass sein durch Reisige gesicherter Handelszug aufgehalten und ihm bestenfalls nur sein „kopmansgud“ abgenommen wurde. Aber dabei blieb es bei Henrik van Twedorp ja offensichtlich nicht. Dem Asseburger sowie dem von Wanzleben waren 1383, und wie es scheint schon seit einiger Zeit, von der Stadt im Rahmen ihrer Burgen- bzw. Landgebietspolitik die Asseburg und die Hornburg verpfändet – und zwar gerade zum Zwecke der Sicherung der Handelsstraßen, sodass sich Henrik Twedorp hier im vermeintlichen Schutz der „eigenen“ Burg hätte in Sicherheit wiegen dürfen.

Auch als die Stadt wieder in den Hansebund aufgenommen worden war, hatte Herzog Otto noch längst nicht seinen Plan begraben, sich des Herzogtums und der Stadt zu bemächtigen. Nicht einmal ihr Bemühen hatte gefruchtet, bei ihm die Freiheit ihrer gefangenen Bürger zu erwirken, die nicht nur in Ottos Residenz zu Hardeggen und auf den um Braunschweig vorhandenen Adelsburgen in Stock und Block, sondern auch in Wolfenbüttel in allen Ecken lagen. Dabei hatte „Dux Otto“ eben dieses Schloss Wolfenbüttel, neben zahlreichen anderen Entgegenkommen, nur aus gutem Willen, aus den Händen des Braunschweiger Rats empfangen. Als Dank überzog er nun das Land mit jeder Art von Gewalt. Kein Wunder, wenn die insofern ernüchterte Stadt den jungen Herzog Friedrich, des Herzog Magnus' ältesten Sohn, als rechtmäßigen Landesherrn anerkannte, zu dessen Vormund und damit zum Verweser der braunschweigischen Lande sich ja ausgerechnet der Quade aufgeschwungen hatte – mit dem Hintergedanken, sich dessen Wolfenbütteler Erbe anzueignen.

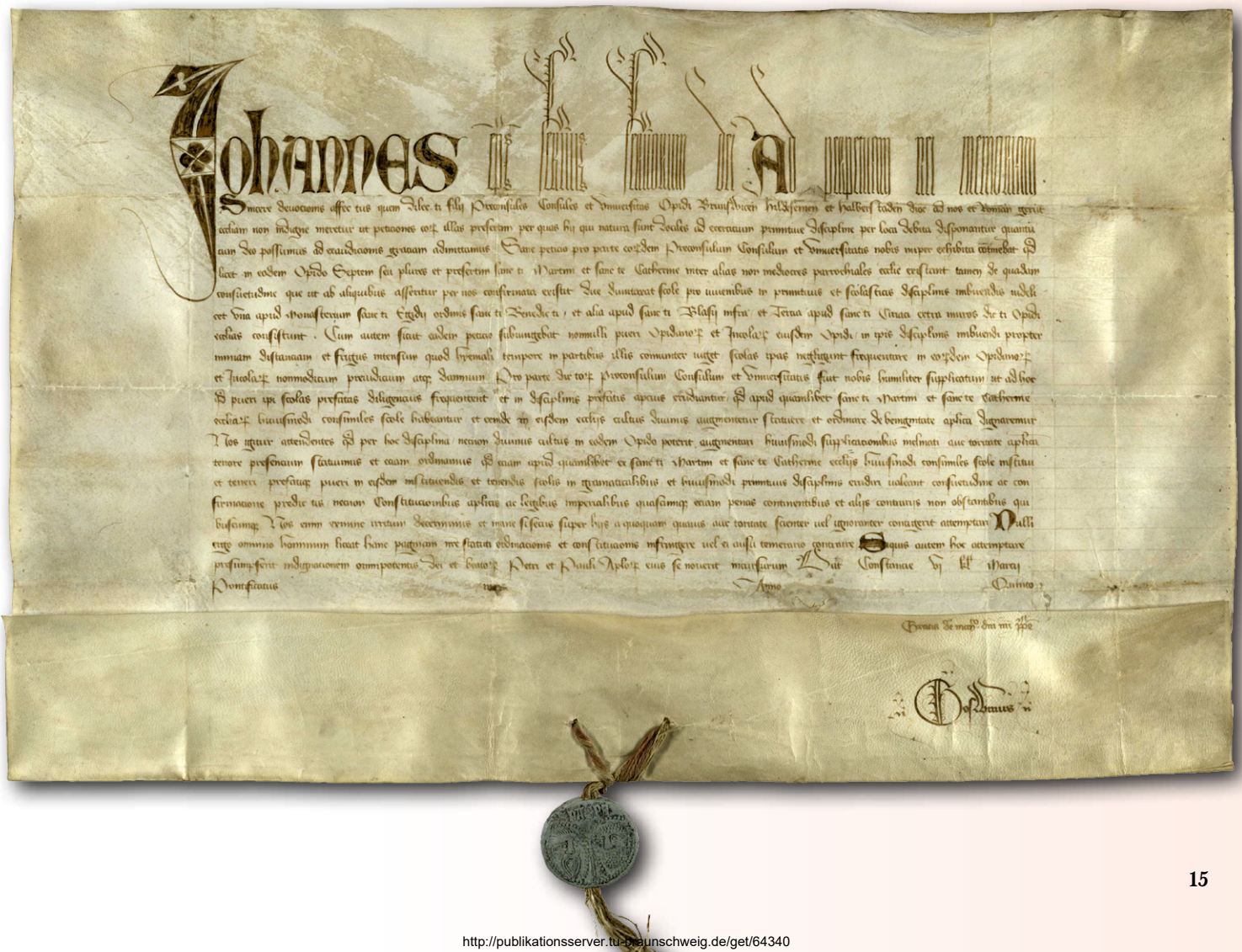
Gerade von Wolfenbüttel her, wo Herzog Otto sich eingerichtet hatte, erging nun ein Überschwang an Ungemach. All

diese Bedrängnisse gipfelten in den Vorfällen vom 03. u. 04. September 1381, denn jetzt nahm sich „der Böse“ der Sache selber an und ließ die Stadt seine eiserne Faust spüren: Mit Allem, was zu ihm hielt, der hiesige Landadel inklusive zahlreicher hildesheimischer Stiftsgenossen, mit Dienern endlich des Bischofs selbst, berannte Herzog Otto die Stadt, um auch diese unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Sechs Dörfer gingen dabei in Flammen auf: Rautheim, Mascherode, Dahlum, Apelnstedt, Odenum, Salzdahlum ... Wieder entstand schwerer Schaden an Raub und Brand. Aber am folgenden Tag (4. Sept.) war längst keine Pause, denn jetzt „brande he Runinge, Brosen (Broitzern) unde unse berchvrede, Gledinge (Gleidingen) unde ok andere dorp.“ Überall dort lagen die Meierhöfe der gut betuchten Braunschweiger! Auch der Hildesheimer Bischof Gerhard von Berg hatte sich am Zug beteiligt, und des Bischofs Marschall Hans von Schwicheldt führte dessen Mannen.

Nach derartigen Provokationen und Gewalttaten erscholl auch in Braunschweig die Sturmglocke. Der Rat ließ ausreiten, und es folgte eine der zahlreichen abenteuerlichen „Ausjachten“ jener Zeit. Vor dem Lindenberg bei Thiede, nordwestlich von Wolfenbüttel, stießen die Gewalthaufen aufeinander und es kam zur „Schlacht“. Die Braunschweiger erlagen; ihr Stadthauptmann, der stiftische Edelmann Hinrek Bock, viele Diener und Bürger wurden niedergezogen und erlagen des Quaden Amtleuten. Der Ratsschreiber machte hierzu verschiedene Eintragungen, u.a.: „Her Cord van dem Steynberghe (Herzog Ottos Amtmann auf Wolfenbüttel), do vengh he us af Hinricke Bocke“, „Didericks sone Westvales, Twedorpe unde andere use deynre ... unde nehmen us XX sadelde perde“. Schon wehrlos, „do he rede gevangen was“, fand einer vom Rate (Clawes Bradere, „uses Rades Kumpan“) zur Stelle den Tod. Ihm hieb Hinrik van Velthem (von Veltheim) „eynen knoken af, dar he van starf“.⁹ Welch erbarmungslosen Kreaturen auch „Twedorp“ jetzt ausgeliefert war, das hatte das Fehdebuch zu dem Veltheimer schon unterm 13. Mai dieses Jahres notiert: „do how he Blomentredere unde Wockenstidde hende unde voyte af unde sloch do sulves dot mid vorsate“ vier weitere namentlich genannte Personen – Schlaglichter der seinerzeit geübten Grausamkeiten, verübt durch die rauf- und händelfreudige edle Ritterschaft.

Jener „Twedorp“ aber wird Fricke van Twedorp gewesen sein, der hier – wohl um die 25 Jahre, im besten Mannesalter – an der Spitze des Aufgebots der Neustadt namentlich hervorgehoben wurde.¹⁰

Abb. 9: Päpstliches Privileg zur Errichtung der Schulen St. Martini und St. Katharinen; Pergament 30 x 47,1 cm mit Bleibulle an Seidenfäden.
Quelle: Stadtarchiv Braunschweig, Sign.: A I 1: 535.



Die vor dem Lindenberg gemachten Gefangenen, darunter also „Twedorp“, wurden auf Schloss Wolfenbüttel gebracht und dort in Stock und Block gelegt. Und dass auch ihnen das Schlimmste bevorstand, blieb in Braunschweig kein Geheimnis: „Er sollte hangen und wären seiner zehn“, hatte der Herzog gerufen, als er hörte, dass auch Holtnicker (ritterbürtige und einflussreiche Ratsfamilie der Altstadt) darunter sei. Dieses rücksichtslose Vorgehen des Quaden bzw. seiner „Amtleute“ rüttelte endlich den jungen, inzwischen mündig gewordenen Wolfenbütteler Herzog Friedrich gegen seinen „Vormund“ auf. Jetzt kam ein Bündnis zwischen ihm, der Stadt Braunschweig und dem Lüneburger Herzog Albrecht zustande, vereint in dem Interesse, diesen Usurpator und Schirm und Hort von Landfriedensbrechern los zu werden. Man verabredete eine List, denn Otto offen entgegenzutreten, konnte man nicht wagen, zumal zahlreiche Burgen ringsum sich weiterhin in dessen Gewalt befanden. So entspann sich jene herzogliche Intrige, in deren Folge der Quade dem Land den Rücken zukehren musste: Mittels einer Koalition der auf das vereinbarte Zeichen aus dem Hinterhalt unter großem Geschrei anstürmenden Städter und mit Hilfe von 50 bereitstehenden Gewappneten des Herzogs Albrecht von Celle gelang der verabredete Coup. Hierzu soll der junge Herzog Friedrich, der mit dem Quaden vor der Burg in Wolfenbüttel in der Longinuskapelle saß, Nasenbluten vorgetäuscht haben und heimlich auf die Burg gelaufen sein. Dort ließ er die Zugbrücke hochziehen und die hier von Otto so zahlreich verwahrten Gefangenen losschlagen, auf dass sie zur Wehre kommen mögen. Als kurz darauf das Sturmläuten an des Quaden Ohr drang und dann auch die Bürger in Haufen herangestürzt kamen, wurde es Zeit für ihn. Nur mit knapper Not soll sich der völlig überraschte Quade in einem Nachen über die Oker gerettet haben, und so gelang es, das Land Braunschweig-Wolfenbüttel vom Joch dieses Tyrannen zu befreien. Endlich war (Mitte September) 1381 der rechtmäßige Erbe der Herr im Lande, und mit den übrigen Braunschweiger Bürgern war auch „Twedorp“ wieder „losgeschlagen“ und durch Herzog Friedrich freigegeben.

Damit war nicht sogleich die Ruhe ins Land zurückgekehrt, wie die Eintragungen in das Fehdebuch veranschaulichen. Noch immer wurden die zusammengewürfelten Haufen der Landplacker, Mordbrenner und Straßenschinder auf den umliegenden Burgen „gehaust, gehegt, gespeist und gefördert“, darunter die übelsten Schädiger der Stadt wie der berüchtigte Papotte (Hans van Dalem) und sein Raubgenosse „Galghenstake“. Im Jahr 1383 hatte dieses Gespann mit denen von Hondelage gerade erst einen Raubzug von Burg Weferlingen aus unternommen, bei welchem vier Höfe Braunschweiger Meier brannten, etliches Vieh abgetrieben und „Widdekind Beckers Knecht“ sowie „Lutten“ (der Kleine) in Marquerode (einst im Norden der Stadt bei Gliesmarode) gehängt wurden. Und schon kurz darauf machten sie erneut von sich reden: „Papotte unde Galghenstake, ... de stael Twedorps perd unde ok de deyve twene van deme galghen (zwei Diebe vom Galgen) vor dem Damme“ (Nieders. Chron., S. 85). Immerhin hatte die Stadt mit zweien ihrer Kumpane – stets reif für Galgen und Rad – einmal kurzen Prozess gemacht, und Papotte und Galghenstake mochten die Schmach derart öffentlicher

Zurschaustellung wohl nicht länger ertragen haben. Twedorp aber dürfte schlicht „der Twedorp“ gewesen sein, der schon als Fernhändler ein Eigeninteresse daran haben musste, solche Übel abzustellen. Derartige Erfahrungen werden dazu beigetragen haben, die hauptsächlich gegen den fehdefreudigen Landadel gerichtete Waffenbruderschaft der Lilienvente ins Leben zu rufen. Fricke van Twedorp wird man nicht lange überredet haben müssen. So zählte auch er 1384 zu den 62 Gründungsmitgliedern und stellte die hohe Zahl von sechs reisigen Pferden¹¹, also berittenen Kriegsknechten, die natürlich kostspielig zu unterhalten waren. Die Mitglieder verpflichteten sich, selbst auf ihrem Streitross und mit ihren Gewappneten in den Kampf zu ziehen. Für Fricke wird das nicht so neu gewesen sein. Und schon nur ein paar Jahre darauf galt die Beteiligung der Lilienvente, in militärischer Allianz mit den Welfenherzögen, als der entscheidende Beitrag dazu, dass es gelang, das große, von den sächsischen Askaniern beanspruchte Land Lüneburg in der berühmten Schlacht bei Winsen an der Aller (1388) den Welfen zurückzugewinnen. An der Spitze wohl nicht nur seiner Knappen dürfte Fricke mitgefochten haben.

Diplomatie und Gesandtschaften

Angesichts ihrer soliden wirtschaftlichen Lage waren die Patrizier zumeist unabhängig von täglichem Broterwerb und somit „abkömmlich“ für zeitraubende öffentliche, aber natürlich auch angesehene und einflussreiche Ämter. Als Ratsherr, Kämmerer, Bürgermeister etc. übernahmen sie Verantwortung für das Gemeinwohl als eine Ehrenpflicht und standen zu kostspieligen Gesandtschaften, etwa zur Pflege der hansischen Verbindungen, uneigennützig zur Verfügung – diplomatische Dienste, die sich zuweilen mit dem Fernhandel verbinden ließen.

Fricke van Twedorp war privilegiert genug, um diese Klischees bestens zu bedienen. Er war 1386 Ratsherr und als Kämmerer verantwortlich für die Finanzen der Neustadt. Darauf war er als Bürgermeister von 1392 bis 1425 besonders lange im Amt. Als Bürgermeister der Neustadt, immerhin einem der „vorderen Weichbilder“, stand er zwar im Schatten der „Großen Bürgermeister“ der Altstadt, dennoch haben wir genügend Beispiele die zeigen, dass er recht bald über die nur lokalen Befugnisse eines Stadtteil-Bürgermeisters hinausgewachsen war. Dies verdeutlichen schon seine breiten diplomatischen Tätigkeiten hinsichtlich der Außenpolitik der Stadt.

Hier einige Beispiele: 1392 (29. Mai). Der „ghemeyne rad der stad to Brunswik“, darunter Fricke, vergleicht sich „sunder Argelist“ mit denen von der Asseburg, mit denen immer wieder heftigste Fehden auszufechten waren. Ähnlich 1399 (15. August) auf Schloss Vogtsdahlum: Cord von der Asseburg vergleicht sich mit dem Rat der Stadt, darunter Fricke, wegen verschiedener Streitigkeiten und hält um die künftige Verpfändung des derzeit städtischen Pfandschlusses Groß Dahlum „mit aller tobehoringe unde rechte“ an. Angesichts solcher Aussicht „synt nedergeslagen ... (und) fruntliken byghelecht alle de schulde ..., unwillen unde schelinge ... eder bekumbnisse ..., de twischen mek unde dem rade ghewest is, unde ek unde mine erven willen dem rade truwelken deynen mit usen frunden“. Die einschlägigen Er-

fahrungen bezüglich solch treulicher Dienstbarkeit des Landadels bewirkten indes zuweilen, dass der Rat es vorzog, seine Pfandschlösser lieber an naturgemäß verlässlichere Potentaten aus den eigenen Reihen zu vergeben.

In langwierigen Verhandlungen wurden aktuell die Landfriedensbündnisse der Sate (Satzung/Vertrag 1392-96) zwischen den Herzögen und Ständen des Fürstentums Lüneburg geschmiedet. Mittels derer wurde die landesherrliche Gewalt der Herzöge, die ja die eigentlichen Stadtherren waren, weiterhin stark geschmälert, was die Machtstellung der Städte bedeutend stärkte. Ein Übriges vermochte die Bündnispolitik im Rahmen des sächsischen Städtebundes und der Hanse. Es ist dies die Glanzzeit der niederdeutschen Hansestädte, die sich aus dem herzoglichen Territorialstaat großenteils, oder wie Braunschweig, als angehender Vorort (führende Stadt) der sächsischen Hansestädte, fast vollständig zu emanzipieren vermochten.

Immer wieder befand sich Fricke van Twedorp jetzt als Unterhändler der Stadt auf „Tagfahrten“, wobei diese manchmal Wochen beanspruchten. Als Gesandter des Magistrats ritt er etwa 1404 nach Freden, wohin 1402 wegen zahlreicher Landfriedensbrüche der dort ansässigen von Reden eine Heerfahrt und Brechung des Raubschlosses stattgefunden hatte. Im selben Jahr 1404 sehen wir ihn in Bergen und im Kloster Ebstorf. Die Ziele weiterer Missionen waren die Konvente der Sate in Lüneburg (1404, 1405, 1410). Auch 1415, kaum aus Konstanz am Bodensee zurückgekehrt, ist er auf einem „Tag“ in Lüneburg – zur Schlichtung des Bürger-Aufbruchs in den Hansestädten Lübeck, Hamburg, Rostock und Wismar.

Fricke urkundete auch mehrfach auf den großen Hansetagen/Städteversammlungen, so zu Lübeck (1404), Hamburg (1410), Lüneburg (1412) und schließlich in Braunschweig (1427). Dabei unterzeichnete er zu Lüneburg (1412) so weltgewandte hansische Beschlüsse, die den deutschen Kaufmann im norwegischen Bergen und die Kaufleute im flämischen Brügge betreffen. Das können nur einige Beispiele sein. Tatsächlich hinterließ der unermüdliche Fricke van Twedorp an vielen weiteren Orten im norddeutschen Raum seine Spuren, natürlich in Hannover, Hildesheim, Goslar, Halberstadt (1412), Magdeburg etc., und selbst Rostock war ihm nicht zu weit.

Fricke war als Unterhändler der Stadt Braunschweig Mitunterzeichner wichtigster Urkunden, darunter verschiedenartige Schutz- und Trutz-Bündnisse zwischen Fürsten, Prälaten, Adel und Städten; so gehörte er 1405 zu den Vermittlern in Streitigkeiten unter den Braunschweiger Herzögen sowie zwischen diesen und dem Bischof von Hildesheim etc.¹²

Klar, dass er auch in der hansischen Korrespondenz vertreten ist, und es wurden zahlreiche Verträge natürlich auch vor Ort in Braunschweig geschlossen. So wurde hier, nachdem Herzog Friedrich bei Fritzlar ermordet worden war, auf dem Saale (der „Dorntzen“) des Altstadtrathauses am 17.07.1400 der „Große Huldebrief“, in Form einer „Erbhuldigung“ nach altem hergebrachten Gebrauch, mit dessen Brüdern, den Herzögen Bernhard und Heinrich, besiegelt. Fricke van Twedorp ist Mitunterzeichner seitens der Stadt. Ähnlich wiederholt es sich zwei Monate später am 14.09.1400 bezüglich des Herzogs Otto und ebenso am 18.04.1401 gegenüber Herzog Erich von Braunschweig-Grubenhagen. Das zeigt, zu welchem politischen Schwergewicht sich Fricke van

Twedorp bereits um das Jahr 1400 entwickelt hatte. Sein Name fehlt auch nicht auf weit später datierten Urkunden wie jener, als von „Prälaten, Mannen und Städten der Lande Braunschweig und Lüneburg“ im März 1419 den Herzögen Bernd, Otto und Wilhelm eine „Bede“ (erbetene Abgabe) zugestanden wurde. Und noch in beachtlichem Alter sehen wir Fricke 1422 zu Osterode, wo der „Huldebrief“ gegenüber dem Grubenhagener Herzog Otto auch von Fricke unterzeichnet wurde. Fricke van Twedorp urkundete noch auf dem einzigen in Braunschweig je stattgefundenen Hansetag im Jahr 1427, ein Jahr vor seinem Tod. In St. Andreas, der „Stammkirche“ der van Twedorps, wird er seine letzte Ruhe gefunden haben.

Fricke in Braunschweig gefeierte Mission

Fricke große Mission fiel in die Zeit eines schweren Kirchenkonflikts in Braunschweig (1413-1420), in welchem mit geistlichen Strafmaßnahmen wie Bann und Interdikt nicht geizt wurde. Sieben Jahre lang, um nur ein Beispiel zu nennen, soll die Hauptkirche der Neustadt, St. Andreas (unter deren späterem Turm Fricke wohnte), geschlossen gewesen sein. Und gerade Fricke van Twedorp war in nicht geringem Maße in diesen „Pfaffenkrieg“ eingebunden, wenn gleich sich das heute nur bruchstückhaft erschließt. Im Juni 1413, nachdem über den anwesenden Rat gerade feierlich der Kirchenbann verhängt worden war, zählte er zu jenen vier Personen, die von der Stadt dazu beauftragt wurden, sich in die aktuellen Auseinandersetzungen mit dem Klerus einzubringen. Diese waren „Hermen Ursleven, Hans Horneborghe, Fricke van Twedorpe unde Hanse van Holleghe“.¹³ Das Pfaffenbuch vermerkt hierzu dass, wenn Fricke van Twedorp an den Sitzungen nicht teilnehmen könne, Tydericus Fritze ihn vertreten solle („in syner stede wesen“). Auf diesen verdienstvollen „Secretaire“, der auch den Titel eines kaiserlich öffentlichen Notars führte, wird zurückzukommen sein. Indirekt klingt auch hier an, dass Fricke, gerade aus Lüneburg zurückgekehrt, in ungewöhnlich hohem Maße mit diplomatischen Reisen in Anspruch genommen wurde.

Die angedeuteten Auseinandersetzungen waren massiv! Zu diesem noch frühen Zeitpunkt war bereits alles so weit eskaliert, dass beide Seiten ihren Streit auch auf höherer Ebene weiterführten und folglich die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt sowie die welfischen Herzöge eingeschaltet waren. Die konkrete Aufgabe der vier Genannten bestand zunächst darin, zu prüfen, ob der ausgesprochene Bann seinen Ausgang wirklich in Rom genommen habe. Hierzu war die Rechtmäßigkeit der Briefe des Bischofs von Hildesheim (zweifelloso dessen Bannbriefe) zu „überlesen“ und zu prüfen, ob die wider die schon früher gewährten päpstlichen Privilegien von 1256 seien und wie diese alten Rechte, nämlich die Befreiung von der Diözesanhoheit der Bischöfe, zu verteidigen wären. Beim Überlesen blieb es nicht. Die Stadt ignorierte den Bann und legte schriftlich scharfen Einspruch (Appellation) beim Hildesheimer Bischof ein. Und „umme der papen willen“ hatte Fricke im November 1413 zum Herzog Heinrich nach Celle zu reiten, der die gegnerische Seite unterstützte (Pfaffenbuch, S. 37). Es ging zunehmend auch um die Herauslösung der Schulen aus der Einflussphäre des Klerus. Die drei kirchlich geprägten Lateinschulen genügten

den Anforderungen der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung der weiter aufstrebenden Stadt nicht mehr. Fricke, der seinen Sohn Lubbert zum Studium ja gerade erst nach Erfurt hatte schicken müssen, wo dieser 1409 in den Matrikeln verzeichnet ist, dürfte dies nicht anders gesehen haben. Bisher aber bestand die Geistlichkeit auf ihrem Recht, Schulen zu stiften und zu führen. Da nutzte nun der Rat den Kirchenkonflikt dazu, das etablierte Bildungssystem möglichst durch ein rein städtisches Schulwesen zu erweitern. Darin lag ein erhebliches Konfliktpotential. Es bedurfte der päpstlichen Zustimmung. Eine Gelegenheit bot sich anhand der Einladung zum Kirchenkonzil in Konstanz, die Braunschweig am 01.11.1414 erreichte. In dieser prekären Situation entsandten beide Parteien ihre Delegierten. Im Falle des Rats den genannten und bewährten Syndikus Thidericus Fritze als Unterhändler, und bald nach dessen Abreise war es Bürgermeister Fricke van Twedorp, der sich als Leiter einer Delegation auf die lange und gefährliche Reise, zumal im Winter, nach Konstanz am Bodensee aufmachte, zum damaligen Mittelpunkt der christlichen Welt. Auf dem dort unter Kaiser Sigismund tagenden Kirchenkonzil, dem „größten Kongress des Mittelalters“, überbrachte er als Gesandter der Stadt Braunschweig die Bittschrift des Rates dem dort amtierenden Papst Johannes XXIII. (Abb. 8) Einzelheiten sind leider nicht bekannt, aber als bloßer „Kurier“, bzw. reitender Bote, dürfte er kaum gedient haben, denn dazu hätte es nicht der Mission eines lang gedienten Repräsentanten der Stadt und eben hochrangigen Politikers bedurft. Hier waren diplomatische Erfahrung, Verhandlungsgeschick und nicht zuletzt auch Ausstrahlung von Würde und Reputation gefragt, um bei seiner Heiligkeit die Angelegenheiten Braunschweigs zum Erfolg zu führen. Fricke's Aufenthalt und Beiträge am Hofe des Papstes werden nicht anders ausgesehen haben als diejenigen, die wir von ähnlichen Gesandtschaften her kennen.

So leitete der Lüneburger Bürgermeister und Baccalaureus Albert von der Möhlen (verehelicht mit Gebbeke von Grön-hagen und Vater der eingangs genannten Gebbeke, mithin mutmaßlicher Verwandter Fricke's) im Frühjahr 1454 eine einjährige Delegation der Stadt nach Rom. Als rechtskundig und einer der bedeutendsten Staatsmänner der Stadt sollte er bei der Kurie um Verständnis für die Maßnahmen des Rates werben und einen für Lüneburg günstigen Schieds-spruch erlangen. Dazu wurde von der Möhlen auch zu einer Audienz beim Papst selbst vorgelassen.

Um das Auftreten des „heren Alberdes“ möglichst ein-drucksvoll zu gestalten, wurde er hierzu besonders ausstaf-fiert. An Kosten wurde nicht gespart, etwa „vor des heren hermelen voder (Hermelin-Futter) und bremelse (Verbrä-mung/Pelzbesatz) under synen hoiken“ (Mantel) sowie „vor enen beverhod (Biberhut) und hanschen“, und die bestritten, wie überhaupt die Reisekosten für dieses aufwendige und ge-fahrvolle Unternehmen, von der Möhlen und seine Gefähr-ten aus eigener Tasche! Wie gefährlich diese Reisen tatsäch-lich waren, das erfuhren nicht nur Albert von der Möhlen, sondern bei späteren Entsendungen zum Papst auch die Ver-treter der Stadt Braunschweig, darunter Thidericus Fritze, die überfallen und ihrer nicht eben geringen Barschaften be-raubt wurden. Solche Barschaften waren auch schon Fricke van Twedorps Vorgängern beider Seiten in reichlichem

Maße für Gebühren, „Handsalben“ und „Geschenke“ mitge-gaben worden, womit sie ihre diplomatische Vorarbeit bei den kurialen Instanzen unterstützten. Fricke selbst hatte 100 Gulden mitgenommen. Weitere 72 Gulden wurden ihm nachgesandt – derartige Bemühungen mussten stets teuer er-kaufte werden! Im Gegensatz zu von der Möhlens Mission, der sich in Rom nur hatte übel beleidigen lassen müssen, war van Twedorps Unternehmen von Erfolg gekrönt, denn am 24.02.1415 konnte er die vom Papst „vermöge unserer apostolischen Autorität“ ausgestellte Stiftungsurkunde zweier Schulen entgegennehmen. (Abb. 9)

Als Fricke van Twedorp dieses Schulprivilegium von „Cost-nitz“ nach Braunschweig überbrachte, war er natürlich der Held nicht nur des Tages! Es wird schon zutreffen, wie bild-lich in den aktuellen Jubiläumsschriften dargestellt, dass sich ein Herold mit wehender Fahne aus seiner Reisegruppe ge-löst haben wird, um die freudige Botschaft möglichst früh und unter Fanfarenschall in der Heimatstadt zu verkünden. Die dortige Reaktion war entsprechend: Aus Dankbarkeit ließ der Rat an alle Klöster, Spitale und Konvente, sowie an die Hausarmen fünf Pfund Pfennige „durch Gott“ verteilen, um dem Höchsten für diese errungene, ihnen und ihren Nachkommen zugute kommende Wohltat zu danken, und in den Klöstern ließ man Messen lesen. (C. W. Sack: Gesch. d. Schulen, Bd. I, 1861, S. 92)

Über diese neuen Gegebenheiten hinsichtlich des Schulwe-sens wurde sogleich auch ein „fürstlicher Vertrag“ errichtet, bei welchem Anlass seitens des Rats natürlich auch Fricke van Twedorp nicht fehlte. Allerdings wollten es die Umstän-de, dass schon bald darauf von Papst Johannes XXIII., den man auf dem Konzil als den leibhaftigen Teufel zu bezeich-nen pflegte, allerhand schändliche Taten aus dessen frühe-rem Leben ruchbar wurden – unter anderem, dass Gottes Stellvertreter auf Erden vormals ein Seemann und in der Seeräuberei nicht unerfahren gewesen sei. Angesichts dro-hender Lebensgefahr zog dieser es daher vor, als Bote ver-kleidet, heimlich der Stadt zu entfliehen, was wiederum dazu führte, dass er seines fetten Amtes verlustig und die von Fricke besorgte Urkunde ungültig wurde. Damit waren aber-malige Gesandtschaften nach Rom und weitere der ohnehin schon immensen Kosten erforderlich. Nun war es vornehm-lich das Verhandlungsgeschick des Thidericus Fritze, von dem nunmehrigen Papst Martin V. im Jahr 1419 ein erneutes Privileg erwirkt zu haben, dessen Inhalt aber lediglich eine Wiederholung der von Fricke van Twedorp heimgeholten Urkunde, mithin deren Bestätigung, darstellt. Letztere gilt heute als eines der wichtigsten Dokumente der mittelalterli-chen Bildungsgeschichte Braunschweigs, denn mit dem Er-halt dieses Schulprivilegs war man der Gründung von St. Martini und St. Katharinen in den Weichbildern Altstadt und Hagen, dem heutigen Gymnasium Martino-Katharine-um, einen entscheidenden Schritt näher gekommen. Diese nunmehr 600-jährige Tradition wurde in Braunschweig im vergangenen Jahr 2015 feierlich begangen, denn es handelt sich um die mit Abstand älteste städtische Schule Braun-schweigs sowie um eine der ältesten in Niedersachsen.

Berühmte Verwandtschaft

Abschließend mag noch ein Glanzstück in der Familiengeschichte der von Zweydorff nicht unerwähnt bleiben, und zwar jene Tatsache, dass der geniale Erfinder, Physiker und Oberbürgermeister der Stadt Magdeburg (eine der größten Städte im Reich) Otto von Guericke Braunschweiger Wurzeln hat – auch Fricke van Twedorp ist sein Vorfahr.

Guerickes Mutter war nämlich die vermögende Patrizier-tochter Anna von Zweydorff aus Braunschweig (1580-1666), und zwar „aus 400 Jahre altem Patrizier-Geschlechte“, worauf Guericke nicht ohne Stolz in seiner Selbstbiografie hinweist. Sie wurde als Tochter des Christoff von Zweydorff (erwähnt 1565-1602) und der Anna Plauen (1549-1580) zu Braunschweig geboren und ehelichte am 25.01.1602 Hans Gericke zu Magdeburg. Dieser Ehe entspross als einziger Sohn der berühmte Otto von Guericke (1602-86), der Erfinder nicht nur der Luftpumpe, sondern der methodischen Experimentalphysik. Damit war er auch ein wichtiger Aufklärer, der überdies mit seinen spektakulären Versuchen vor Kaiser und Reich für Furore sorgte. In Otto von Guericke's „Ehrendächtnis“ heißt es von seinem, altem Magdeburger – und ursprünglich Braunschweiger! – Geschlecht entstammenden und am polnischen Hofe geadelten Vater Hans (1555-1620), seines Zeichens Ratskämmerer und späterer Schultheiß: „... hat er sich mit einer Jungfer zu Braunschweig verheyrahtet / und ist also die Frau Mutter des Herrn Bürgermeisters gewesen die Wol-Edelgebohrne Hoch-, Ehr- und Tugendreiche Frau Anna gebohrne von Zweydorffen / welche zu Braunschweig 1580, den 19. Sept. gebohren / und sich mit wollbesagten Herrn den 25. Jan. Anno 1602 verhehelicht. / Sie ist zu Magdeburg statlich eingeholet / tragende einen Focken Federbusch (Reiherfedern) uffn Haupte / aus den alten berühmten Geschlechte derer von Zweydorffe / welches mit vielen Lehngütern von denen Hertzen zu Braunschweig beliehen gewesen / entsprossen. Zu den vielfältigen Braunschweig-Bezügen gehört, dass Otto von Guericke von dem mütterlichen Großvater der Anna von Zweydorff, Conradus von Plauen (Plaue), „der Stadt Braunschweig 50jähriger Obersecretarius“, ein Studien-Stipendium über die Dauer von sechs Jahren erhielt, das ihm in seiner vielseitigen wissenschaftlichen Ausbildung sicher von Vorteil gewesen sein dürfte.

Nach der Zerstörung Magdeburgs 1631 durch Tilly und Papenheim, und nachdem Guericke sich aus der Gefangenschaft freizukaufen vermochte, hat er sich „in seiner Mutter Vaterland“, nämlich das nicht eroberte Braunschweig, begeben, um sich dort für mehrere Monate zu erholen. Auch fand er gelegentlich seiner häufigen Reisen als Gesandter der Stadt Magdeburg zuweilen die Muße eines Zwischenaufenthalts in Braunschweig, so im August 1648, als er nach den Abschlussverhandlungen zum Westfälischen Frieden aus Münster zurückkommend Station bei seinen Braunschweiger Verwandten machte. Er wird dort auch nicht unbeliebt gewesen sein – im Testament des Otto von Zweydorff (1584-1621, Bruder der Anna) wird er mit einem goldenen „kop“ (Trinkpokal) bedacht.

Otto von Guericke starb am 11.05.1686 in Hamburg, wohin er vor der in Magdeburg grassierenden Pest 1661 geflüchtet war. Bei der folgenden Prozession waren auch alle acht

Wappen seiner mütterlichen Vorfahren „mit ihren Farben auff den Sarck geheftet“: von Zweydorff, von Plauen, von Peine, Pralle, von Grönhagen, von Vechelde, Ziegenmeyer und von Plaggemeyer¹⁴, „berühmte braunschweigische Patricien Geschlechter“, von welchen er „rühmlich hergestammet“.

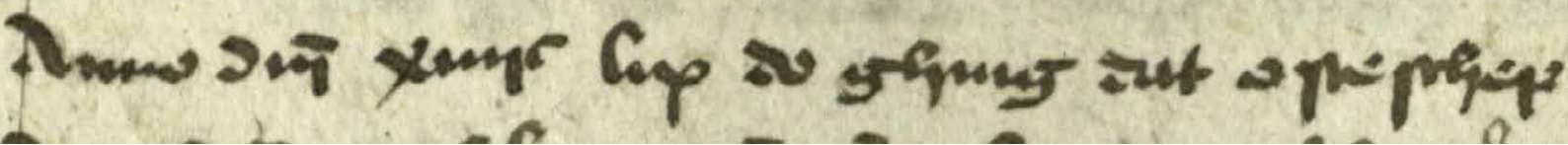
Otto von Guericke's physikalische Apparaturen und Gerätschaften werden heute in einer Vitrine in der Bibliothek der Technischen Universität Braunschweig ausgestellt – darunter die berühmten „Magdeburger Halbkugeln“, welche (in ihrer größten Ausfertigung) 24 Pferde nicht auseinanderzureißen vermochten. Es sind dies typische und zugleich hoch spezialisierte Beckenwerker-Arbeiten, die diese spektakulären Vakuumversuche erst ermöglichten und zugleich an jenes einst in Braunschweig blühende Messing-Gewerbe seiner Vorfahren erinnern.

Ihm zu Ehren ist auch in Braunschweig eine große Straße benannt.

Quellen: Der Verfasser betrieb jahrzehntlang eigene Familienforschung bezüglich der älteren Namensträger von Zweydorff, zusammen mit Herrn Dr. Dieter von Zweydorff in Rostock. Die Ergebnisse sind größtenteils eingeflossen in die ersten Bände von: Dieter von Zweydorff: *Familietafeln von Zweydorff/van Twedorp*, 2006.

Anmerkungen

- ¹ Dassel, Otto von: *Familiengeschichtliche Blätter*, Bd. I. – Döbeln, 1906, S. 71.
- ² Sh. Hillebrand, Werner, *Der Goslarer Metallhandel im Mittelalter – Hansisches Urkundenbuch*, Bd. 5. – Leipzig, 1899, Nr. 301.
- ³ Reidemeister, Sophie: *Genealogien Braunschweiger Patrizier- und Ratsgeschlechter*. – Braunschweig, 1948, S. 148ff.
- ⁴ Bergholz, Gerda: *Die Beckenwerkergilde zu Braunschweig*. – Braunschweig, 1954, S. 72.
- ⁵ Bohmbach, Jürgen: *Die Sozialstruktur Braunschweigs um 1400*. – Braunschweig, 1973, S. 71 u. 86.
- ⁶ Bohmbach, Jürgen: a.a.O., S. 69, 86 u. 147 (Lageplan).
- ⁷ Lehrmann, Joachim, *Die Patrizierfamilie v. Grönhagen in: Grönhagen-Nachrichten*, Hamburg, 2011, Nr. 43, S. 10-18 und Nr. 44, S. 5-12.
- ⁸ Hänselmann, Ludwig: *Chron. d. nieds. Städte*, Braunschweig, 1868, Bd. 1, S. 35.
- ⁹ Hänselmann, wie vor, S. 68f. / *Braunschweig im alltäglichen Kleinkrieg des Mittelalters* – in: Hänselmann, Ludwig: *Werkstücke*, Bd. 1. – Wolfenbüttel, 1887.
- ¹⁰ Lehrmann, Joachim: *Raubritter zwischen Heide, Harz und Weser*. – Lehrte, 2007, S. 196-200.
- ¹¹ Den irritierenden Angaben bei Ribbentrop nach könnte diese Zahl auch für seinen gleichnamigen Sohn gelten – also nach der Erbteilung. Dann wird dem Vater eine eher höhere Zahl Gewappneter zuzuordnen sein.
- ¹² Sudendorf, Hans: *Urkundenbuch T. 10*. – Hannover 1880, 9. Juli 1405 (S. 119, 127, 273, 342, 347, 348, 349, 359) und 23.06.1406. Auch: Ropp, Goswin von: *Hanserecense*, Abth. 2, Bd. 1. – Leipzig, 1876, S. 52, 72.
- ¹³ Hänselmann, Ludwig: *Das Pfaffenbuch* – in: *Die Chroniken der nider-sächsischen Städte*: Braunschweig, Bd. II. – Leipzig, 1880, S. 24f.
- ¹⁴ Otto von Guericke's Selbstbiografie – in: Schimank, Hans: *Neue Magdeburger Versuche über den leeren Raum*. – Düsseldorf, 1968, S. 128ff. u. S. 144. Zur Genealogie: Meiern, Johann Gottfried von: *Acta Pacis Westphalicae*. T. 1. – Hannover, 1734, S. 109f. / Roth, Fritz: *Leichenpredigten*. – Boppard, 1962/64, Bd. 3, S. 288, R 2505: Otto von Guericke.



Zur Größe der Schiffe auf Aller, Oker und Schunter im Mittelalter

Rolf Ahlers

Aus dem Braunschweigischen wurde Korn, hauptsächlich Roggen, über Celle bis nach Bremen exportiert. Viele Jahre fand der Transport bis Celle ausschließlich „per Achse“ mit Fuhrwerken auf den damals noch unbefestigten Wegen statt. Um Frachtkosten einzusparen, fanden auch Transporte mit Schiffen auf dem Wasserwege statt.

Vorbemerkung

Eine ganzheitliche Betrachtung und Wertung der Schifffahrt auf Oker und Aller von Braunschweig bis Celle steht noch aus, in mehreren Quellen gibt es Einzelheiten, die zusammenzutragen wären. Hier kann lediglich ein randbemerkender Einblick erfolgen. Eine überlieferte Wertung¹ ist Jahrhunderte alt: „So ward an diesem denkwürdigen 16. October des Jahres 1605 die Stadt von der fast unabwendbaren Eroberung gerettet. Des Jubelns war kein Ende, Braunschweig galt seinen Bewohnern über Alles; nur den Seestädten räumte man, im Vergleich mit Braunschweig, einen Vorzug ein. „Wäre *Brunswik Waters rike*, so wär’ nimmer sinns Gelike“ hörte man zu dieser Zeit überall in der Stadt singen.“ (Wäre Braunschweig (des) Wassers reich, so wäre niemand ihr gleich.)

Herzog Otto das Kind von Braunschweig bestätigte im Mai/Juni 1227² die dem Braunschweiger Weichbild Hagen bei dessen Gründung von Herzog Heinrich der Löwe verliehenen Rechte und Freiheiten, zu welchem die freie und ungehinderte Fahrt zwischen Bremen und Braunschweig mit der Station Celle gehört. (naves de Brema usque Brunswic = Schiffe von Bremen bis Braunschweig) – Die Nennung der Station Celle wird allerdings ihre Bewandnis gehabt haben, vielleicht als Fracht-Umlade-Station.

Celle 985 erstmals urkundlich erwähnt, wurde 1292 vom bisherigen Standort (heute: Altencelle) an den 4 km nordwestlich gelegenen Allerübergang³ verlegt, unterhalb der unbequemen Stromschnellen. Und weiter zum Jahr 1559: „Die Stauwerke bei Celle bildeten für Schiffe zwischen Ober- und Unterlauf des Flusses eine unüberschreitbare Scheide, über die nur unter großen Kosten des Rates „Schiff“, ein größerer Kahn, gebracht werden konnte.“

Die bald unterhalb Braunschweig gelegene Ölper Mühle (1388 urkundlich erwähnt) und Rothemühle (1348) mussten jeweils mit einer Schleuse ausgestattet sein, um die Wehranlage umschiffen zu können. Gleiches gilt für weitere Wehranlagen.

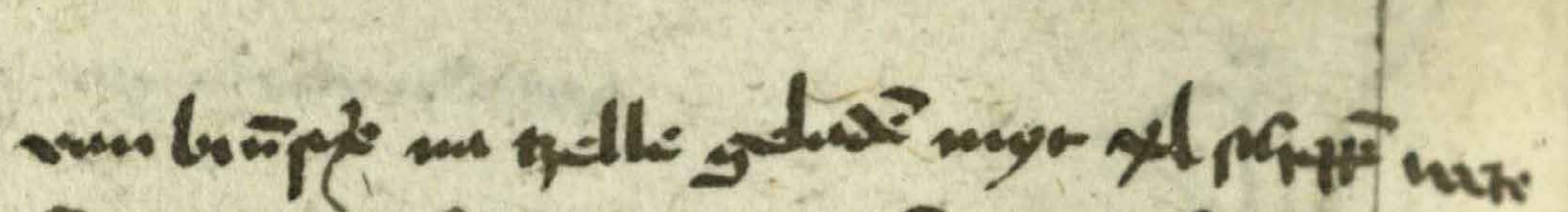
Wohl im 13./14. Jahrhundert hat sich oder wurde der Okerlauf ab nördlich Seershausen⁴ wesentlich geändert. Statt frü-

her in nordwestliche Richtung, um westlich von Wienhausen in die Aller zu münden, floss die Oker nunmehr in nördliche Richtung – möglicherweise in einem Hochwasserabfluss – zur deutlich näheren (etwa 1/3 der vorherigen Strecke) neuen Mündung bei Müden. Die heutige Mündung bei Müden stammt aus einer Flussregulierung in den Jahren 1879-1881. Von Müden bis Celle floss die Aller in sehr vielen (bis zu hundert?) Mäanderschlingen, was eine Flusslänge von rund 56 km ergab, nach mehreren Flussregulierungen sind es heute rund 26 km. Vor Altencelle gab es eine Flussteilung (= Bifurkation), danach wieder ein gemeinsames Flussbett und vor dem heutigen Wehr in Celle die Stromschnellen auf etwa 0,5 km Strecke.

Die Stadt Braunschweig bemühte sich sehr um die Schifffahrt, im Lauf der Oker ließ sie 1441-1444 Schleusen bei Ölper, Veltenhof und Watenbüttel anlegen, es folgte 1460 die Schleuse bei Hillerse, bereits im lüneburgischen „Auslande“ gelegen und 1459 die Allerschleuse bei Wienhausen. Die Allerschleuse vor Celle wurde 1462 erbaut, die Kosten teilten sich die Städte Braunschweig und Celle.

Zum Wasserstand der Oker gab es im Laufe der Zeit unterschiedliche Aussagen. 1867 (später von weiteren Autoren wiederholt): „Ehe aber die Cultur des Landes den hohen Stand der Gegenwart erreicht hatte, wo dem Wasser der atmosphärischen Niederschläge der schnellste Ablauf zu den Flüssen ermöglicht wird, und deshalb ein häufiger Wechsel von Hoch- und Niedrigwasser eintritt, vertheilte sich der Abfluß gleichmäßiger durch das Jahr und erschienen deshalb die Flüsse wasserreicher.“⁵ 1873: „Wer gegenwärtig die alten Okerläufe, mehr Schlamm als Wasser führend, kümmerlich durch unsere Stadt sickern sieht und dann auch unterhalb, wo sie mit den reicheren Wassermengen der Umflutgräben wieder in einem Bette vereinigt sind, die jetzige Breite und Tiefe des Flusses betrachtet, dem wird alles andere eher glaubhaft scheinen, als dass er an einer vor Zeiten vielbefahrenen Wasserstrasse stehe.“⁶ 1954: „In den älteren Darstellungen der Geschichte der Stadt Braunschweig ist bei der Betrachtung der Okerschifffahrt die Meinung geäußert worden, daß die Oker im Mittelalter beträchtlich wasserreicher war als heute oder daß der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser damals weniger groß war, der Fluß also

Abb. 1 oben: Die handschriftliche Mitteilung beginnt mit *Anno domini*, es folgt „*XIIIC* (= vierzehnhundert = 1400) *LIX* (= 59)“ als Jahreszahlangebe. Quelle und Kommentar, s. Anm. 10.



genügend Wasser führte. Beide Vermutungen lassen sich nicht begründen. Selbst wenn im Mittelalter reichere Niederschläge gefallen wären, was aber sehr unwahrscheinlich ist, wäre das Wasser in viele Flußarme verteilt worden.“⁷

Einleitung

In Celle befand sich eine Zollstelle, aus den leider unvollständig erhaltenen „Zolllisten der Vogtei Celle 1378/79-1496“⁸ haben wir für die Jahre 1456 bis 1489 einige Erkenntnisse über die Verschiffung braunschweigischen Korns. Peters wertete die Zolleinnahmen aus und zog daraus Schlüsse für die Schiffsgrößen. Die Publikation ist mir seit langem bekannt, schon Bratmann⁹ hatte die Angaben für den Warenverkehr per Schiff auf der Oker übernommen. Nunmehr besuchte ich einen Vortrag mit dem Thema „Schifffahrt und Flößerei auf der Oker seit dem Mittelalter“ und dabei machte mich der vorgetragene Sachverhalt über die Schiffsgrößen stutzig, schreckte mich auf: „Mit den bis ins ausgehende 16. Jahrhundert benutzten Schiffen „Eiche“ konnten etwa 70 Tonnen Fracht, mit den ab etwa 1460 immer häufiger benutzten, halb so großen Schiffen „Bording“ konnten etwa 35 Tonnen Fracht transportiert werden.“ (1 Tonne = 1 t = 1.000 kg) Welche Abmessungen hatten die Schiffe, die derartig große Frachten transportieren konnten? Hinweis zum Vergleich: Heutige Sattelkraftfahrzeuge (Zugmaschine und Auflieger, 2,55 Meter breit, 16,5 Meter lang, 4 Meter hoch) haben 40 Tonnen zulässiges Gesamtgewicht und transportieren etwa 26 Tonnen Fracht.

Peters hat die Tragfähigkeit der Schiffe – hier an Beispiel der bekannteren „Eke“ (hochdeutsch: Eiche) dargelegt, für die anderen dort genannten Schiffsgrößen gilt es entsprechend – aus dem Zolltarif berechnet. Der lautete nach dem von ihm genannten „Celler Stadtrecht von 1537“ auf – wie bisher – 1 Schilling 2 Pfennig (= 14 Pfennig) pro Last Korn festgesetzt. Für 1 Eke waren 28 Schilling (= 336 Pfennig) zu zahlen. Dies durch 14 Pfennig pro Last geteilt, ergibt 24 Last, ein Volumenmaß. Die Celler Last umfasste 11 Scheffel zu je 12 Himten (= 132 Himten). Da der alte Celler Himten = 22,39 Liter fasst, hat die Last 2955,48 Liter = 2,95548 Hektoliter = 2,95548 m³. Demnach sind 24 Last = 70,93152 m³, rund 71 m³. Die anschließende Umrechnung von Volumenmaß in Gewichtsmaß erfolgte mit der Dichte 1 t/m³ und ergab somit 71 t. Diese Gewichtsangabe in Tonnen führt unschwerlich zur Annahme, dass damit die beförderte Fracht (= Nutzlast) gemeint ist. Die Dichte von Korn ist jedoch im Mittel mit 0,75 t/m³ anzusetzen. Die Umrechnung von Volumenmaß in Gewichtsmaß mit der Dichte 0,75 t/m³ ergibt rund 53 t. Entsprechend ergeben sich für den Schiffstyp Bording rund 26,5 t. Auf diese Werte (Tabelle, Zeilen 5 und 7, letzte Spalte) zielend, erfolgte die Berechnung der Abmessungen.

Die Celler Zollliste enthält für das Jahr 1456, hier in einer Übersetzung: Arnd Porner aus Braunschweig schiffte hier 1 ½ Eken mit Korn, für die Eke (zahlte er) 3 ½ Mark (= 56 Schilling) und für den Bording 28 Schilling, Summe 5 Mark 4 Schilling (= 84 Schilling). Für fremdes (so auch für braunschweigisches) Korn war der doppelte Zoll zu zahlen. Arnd Porner hatte zwar fremdes Korn auf seinen Schiffen geladen, ob er die Oker entlang gefahren war, ist fraglich. Denn das erste Schiff aus Braunschweig fuhr erst drei Jahre später: Ao. D. 1459 do ghing dat erste shep van Br(unschwig) na Tzelle geladen myt 40 schepel wete. (Abb. 1) (= Im Jahre 1459 ging das erste Schiff von Braunschweig nach Celle beladen mit 40 Scheffel Weizen.)¹⁰ Der braunschweigische Scheffel (mit 10 Himten zu 31,1 Liter) enthielt 311 Liter, 40 Scheffel entsprachen 12.400 Liter (= 12,4 m³). Die Umrechnung von Volumenmaß in Gewichtsmaß mit der Dichte 0,75 t/m³ ergibt 9,33 t. Auf diesen Wert (Tabelle, Zeile 4, letzte Spalte) zielend, erfolgte die Berechnung der Abmessungen. Für das Jahr 1459 ist die Zollliste leider nicht mehr vorhanden und darum die Feststellung des Schiffstyps nicht möglich. Was die Mitteilung „das erste Schiff“ besagt, ist fraglich. War es das erste Schiff überhaupt? Wenn ja, was geschah vorher aufgrund der von Herzog Heinrich der Löwe bereits Jahrhundert vorher verliehenen Rechte zum Schiffsverkehr? War es das erste Schiff mit Weizen, weil bisher Roggen transportiert wurde? Wie passt „das erste Schiff 1459“ zeitlich zu den Schleusenbauten „Hillerse 1460“ und „Celle 1462“?

Im 1303-1308 aufgestellten Bremer Stadtrecht finden sich Bau- und Größenvorschriften für „Eken“. Man kannte vornehmlich zwei Größen, hier mit Bremer Maßen¹¹ umgerechnet: Die kleine Eke mit dem Bodenmaß 2 Ellen (= 1,156 m) Breite und nicht mehr, es darf darunter bleiben, oder für die große Eke mit dem Bodenmaß 5 Ellen (= 2,89 m) Breite und nicht weniger, es darf aber wohl darüber hinausgehen. Diese Eken dürfen sich oben wohl um 1 Fuß (= 0,289 m) erweitern, daher ist mit der mittleren Breite gerechnet. (Tabelle, Zeilen 2 und 3) Zu Länge und Tiefgang gibt es keine Angaben, die Anfertigung der Schiffe erfolgte offenbar nach handwerklich üblichen Maßen. Eine 1963 aufgefunden Eke, Baujahr 1214, ermöglichte weitere Erkenntnisse.¹² Die Rekonstruktionsüberlegungen ergaben drei mögliche Abmessungen. (Tabelle, Zeile 1)

Was für Schiffe gab es im Braunschweigischen?

Aus der Zeit um 1450 haben wir keine Kenntnis über Abmessungen der Schiffe, wohl aber aus der Zeit um 1750, also 300 Jahre später. Karl I. (1713-1780, Herzog ab 1735) befasste sich sehr mit der Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse seines Herzogtums und führte Neuerungen ein. So auch mit dem kostengünstigeren Warentransport – als Floß oder mit dem Schiff – auf der Oker und ihrem rechten

Nebenfluss Schunter. Die Fortbewegung der Schiffe geschah bei Berg- und Talfahrt als Staken (Bedienungsmannschaft mit Stangen an Bord und Abstoßen am Grund des Flusses) und/oder als Treideln (Ziehen mit Seil vom Uferweg aus).

Zum Warenverkehr auf der Schunter ist bei Müller¹³ Näheres genannt, so die Flößerei (Holz ab Campen erstmalig 1746) und die Schifffahrt (Steine aus Steinbrüchen bei Danndorf und Flechtorf). Schließlich stand von Süpplingenburg bis Querum und dem 1750 eingeweihten Kanal Querum-Braunschweig (nach Süden bis Gliesmarode, dann nach Westen, etwa entlang der Karlstraße) ein wirtschaftlich interessanter Transportweg zur Verfügung. 1788 wurde lediglich noch Flößerei betrieben, die Schifffahrt war eingestellt.

Der Landesbaumeister Peltier schlug 1746 vor, „6 Schiffe von 40 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefgang zu bauen. Während ein Wagen 20 Kubikfuß Quader oder 32 Ellen 1½ zöllige oder 16 Ellen 3zöllige Platten aufladen könnte, würde eine solches Schiff 7 Fuhren tragen können.“ Der aus Winsen/Aller herbeigeholte Schiffszimmermann Ludwig Meyer fertigte sogleich 3 Schiffe und im folgenden Jahr 3 weitere Schiffe.

Berechnung mit gerundeten Werten: 20 Kubikfuß entsprechen 0,463 m³. Die Dichte der Quader (aus Sandstein) beträgt 2,5 t/m³, damit errechnet sich das Gewicht einer Wagenladung (= Fuhre) zu 1,16 t, die Schiffsladung ist das 7-fache davon, also 8,12 t. Ergebnis: Das Schiff (Nutzlast = 8,99 t) konnte die Fracht (8,12 t) transportieren. (Tabelle, Zeile 9)

Zur Oker-Schifffahrt ist bei Müller (1968) Näheres genannt. Höchstwahrscheinlich aufgrund der Erfahrungen bei der Schunter-Schifffahrt erhielt Landesbaumeister Peltier 1747 die Anweisung, nach dem Muster der Schunterschiffe nunmehr 3 Okerschiffe für den Verkehr zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig bauen zu lassen. Diese Schiffe sollten jedoch mit Masten, Kajüten und vielem Bauwerk versehen werden. Ein Inventarverzeichnis¹⁴ aus dem Jahr 1754 enthält die Abmessungen. Ein „großes Frachtschiff“ war 45 Fuß lang, 6 Fuß 8 Zoll breit und 2 Fuß 10 Zoll hoch. Ein „kleines Frachtschiff“ war 40 Fuß lang, 6 Fuß 8 Zoll breit, und 2 Fuß 5 Zoll hoch. Das „Salzschiff“ war 50 Fuß 4 Zoll lang, 7 Fuß 8 Zoll breit und 3 Fuß hoch. (Tabelle, Zeilen 10-12) Am 18.10.1747 durchfuhr ein Schiff erstmals die neugebaute Schleuse bei Rüningen mit 80 Zentner (= 4 t) Fracht, dabei wurde festgestellt, dass auch ein Schiff mit 150 Zentner = (7,5 t) Fracht hätte durchfahren können. Zum Vergleich: Ein vierspänniger Frachtwagen konnte zu der Zeit 30 Zentner (= 1,5 t) Fracht transportieren.

Der Herzog ordnete 1751 an, dass für den Transport von Straßenkot von Braunschweig nach Veltenhof 2 Schiffe gebaut werden, Abmessungen: 30 Fuß lang, 7 Fuß breit, 2 Fuß tief. (Tabelle, Zeile 13) In folgenden Jahren – so auch 1757 und 1758 – wurden jährlich mehrere hundert Schiffsfahrten durchgeführt.

Zur Zeit des Königreiches Westphalen (1807-1813) bestanden Überlegungen zur Schiffbarmachung der Aller zwischen Vorsfelde und Celle. Die Schleusen waren für Schiffe von 66 Fuß Länge, 12 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefgang vorgesehen. Ein Schiff dieser Größe trug 1.000 Quint (= 48,95 t) Fracht. (Tabelle, Zeile 14)

Hinweise zu den Berechnungen in der Tabelle

Die in Fuß und Zoll angegebenen Abmessungen der braunschweigischen Schiffe (Länge, Breite, Höhe) wurden mit 12 Zoll = 1 Fuß = 0,285 m umgerechnet. Von den Schiffen sind einzelne Angaben, jedoch keine Abbildungen bekannt. Es wird sich um sehr einfache Schiffe ohne Kiel gehandelt haben, daher ist hier angenommen: flacher Boden, rechteckiger Grundriss, der Bug 45° ansteigend. (Abb. 2) Die Wand-Dicke der 1963 bei Bremen gefundenen Eke betrug etwa 5 cm. Zwecks vereinfachter Berechnung berücksichtigt die Wand-Dicke (hier: 5,5 cm, einschließlich eines Zuschlages von 10 %) auch die Spanten und weitere Verstärkungen, die Wand-Dichte (hier: 1 t/m³) berücksichtigt Eichenholz einschließlich Nägel und Beschläge. Die Länge der Schiffe beträgt etwa das 6-fache der Schiffsbreite, der Tiefgang um 0,8 m.

Die maximale Wasserverdrängung besteht, wenn das Schiff bis zur Oberkante der Bordwand eingetaucht ist, das dabei verdrängte Wasser (Dichte: 1 t/m³) entspricht der Summe aus Eigengewicht und maximalem Gewicht der Fracht. Gleichermaßen ist die maximale Wasserverdrängung auch das äußere Volumen des Schiffes, dieses vermindert um das Volumen der Wandungen (Boden und Seitenwände) ergibt den Frachtraum, gerechnet bis Oberkante Bordwand. Dabei ist das Volumen der Wandungen vereinfacht berechnet aus Außenflächen mal Wand-Dicke. Diese Berechnungsgrundlagen führen beim Allerschiff (Tabelle, Zeile 14) zur maximalen Fracht von 48,67 t, das erscheint als „genügend genau“ gegenüber 48,95 t in der Literaturangabe.

Die Schiffe für den Transport von Korn werden als vollständig gefüllt (= vollgeschüttet) angenommen. So ergibt der Frachtraum, multipliziert mit der Dichte des Korns (hier: 0,75 t/m³), die Fracht (Korn). Aus den Zahlen ist ersichtlich, dass die Fracht (Korn) die maximale Fracht deutlich unterschreitet, die Schiffe tauchten also nicht bis Oberkante Bordwand ein, sie hatten bis zu 0,20 m Freibord (= Höhe zwischen Oberkante Bordwand und Wasserspiegel). Und damit genügend, auch wenn sich die Bedienungsmannschaft mit ihren Gerätschaften an Bord befand und das Frachtgut beispielsweise mit Planen abgedeckt war. Weiteres Ergebnis für „Oker: großes Frachtschiff“ (Tabelle, Zeile 10) und „Oker: kleines Frachtschiff“ (Tabelle, Zeile 11): Jedes hätte die vorn genannten 4 t oder 7,5 t transportieren können.

Abschätzung der Schiffsgrößen

Gemessen an den übrigen Schiffen, sind die nach Peters berechneten auffällig groß. (Tabelle, Zeilen 5 und 7) Erste erklärende Vermutungen gehen in unterschiedliche Richtungen: Hat es sich um Allerschiffe gehandelt? Es erscheint ausgeschlossen, dass derartig große Schiffe bis Braunschweig gelangen konnten. Oder hatten sich die zu zahlenden Abgaben während der doch sehr großen Zeitspanne geändert?

Peters rechnete zurück auf Schiffe der Jahre 1378/79-1496 mit dem von ihm so genannten „Celler Stadtrecht von 1537“ und bezog sich dabei auf Angaben bei Cassel (s. Anm.). Dort steht allerdings zu den Abgaben pro Last: (a) 48 Pfennig

	Schiffstyp Jahr(e)	Länge [m]	Breite [m]	Länge/ Breite [-]	Höhe [m]	max. Wasser- verdrängung [m³] [t]	Eigen- gewicht [t]	max. Fracht [t]	Fracht- raum [m³]	Fracht (Korn) [t]
1	Eke, Bremen 1214 (1963 gefunden)	10,44	1,80	5,80	0,80	14,46	2,03	12,43	12,43	9,32
		10,60	2,00	5,30	0,80	16,32	2,19	14,13	14,13	10,60
		10,88	2,30	4,60	0,80	19,28	2,44	16,84	16,84	12,63
2	kleine Eke, Bremen 1303/1308	7,80	1,30	6,00	0,80	7,70	1,29	6,41	6,41	4,80
3	große Eke, Bremen 1303/1308	18,00	3,03	5,94	0,80	42,66	4,74	37,93	37,93	28,44
4	Okerschipf 1459	10,50	1,77	5,93	0,81	14,47	2,03	12,44	12,44	9,33
5	Eke 1378/1462 (nach Peters)	24,00	4,10	5,85	0,81	78,36	7,77	70,59	70,59	52,94
6	Eke 1378/1462 (nach Cassel)	11,00	1,90	5,79	0,81	16,31	2,21	14,09	14,09	10,57
7	Bording 1448/1492 (nach Peters)	17,40	2,90	6,00	0,81	39,92	4,47	35,45	35,45	26,59
8	Bording 1448/1492 (nach Cassel)	7,90	1,40	5,64	0,81	8,50	1,36	7,14	7,14	5,35
9	Schunterschipf 1746/1747	11,40	1,71	6,67	0,57	10,83	1,84	8,99	8,99	
10	Oker: großes Frachtschipf 1747/1748	12,83	1,90	6,75	0,81	19,12	2,57	16,55	16,55	12,42
11	Oker: kleines Frachtschipf 1747/1748	11,40	1,90	6,00	0,69	14,49	2,13	12,36	12,36	9,27
12	Oker: Salzschipf 1747/1748	14,34	2,19	6,55	0,86	26,20	3,19	23,01	23,01	
13	Okerschipf BS- Veltenhof 1751	8,55	2,00	4,28	0,57	9,42	1,55	7,87	7,87	
14	Allerschipf 1807/1813	18,81	3,42	5,50	0,86	54,06	5,51	48,55	48,55	36,42

Tabelle: Abschätzung der Abmessungen historischer Schiffe. In Fettdruck die Literaturangaben, bei „Fracht“ stimmen die Berechnungen damit „genügend genau“ überein.



Abb. 2: Für die Berechnungen angenommene Form des Schiffskörpers.

Geleitgeld, (b) 14 Pfennig Zoll und (c) 8 Pfennig Kanzleigebühr, das macht insgesamt 70 Pfennig pro Last. Peters berechnete die Schiffsgroßen lediglich mit (b) und kam damit auf das 5-fache gegenüber einer Berechnung mit (a)+(b)+(c). Die Angaben bei Cassel fußen auf der von Hagemann¹⁵ genannten „Polizeiordnung von 1537“, diese enthält zur hier interessierenden Thematik:

Schiffahrt

Damit der Herrschafft an Ihrer Fürstlichen gerechtigkeit nicht verkürzt werde, So soll Ihr wan grosse schiff gebraucht und mit mehrer Lasten, dan von Alters wegen her gewöhnlich gewesen, beladen worden, von den übrigen Lasten gleich den andern gebührliche Pflicht gegeben werden, sonder alle Verringerung, wer aber solches übertritt, der mag durch die Herrschafft mit Vngnaden nach gefallen gestraffet werden. Und sol der Herrschafft von jeglichen vbrigen Last 4 ß vor gelaide 1 ß. 2 pf. vor Zoll und in die Canzley 8 pf. alte Lüb. wehrung gegeben vnnnd bezahlt werden.

Sonst soll ein Jedes von einem Schiff von Achtzehnen, zwölf, achten, Fünffen und vier Lasten Zollen, geleide, und in die Canzley gegeben, wie bishero gewohnheit gewesen.

In einer sinngemäßen Übersetzung, mit Umrechnung von Schilling in Pfennig:

Schiffahrt

Damit die der Herrschaft zustehende Abgabe nicht gekürzt wird, soll – wenn ein großes Schiff benutzt wird und mit mehr Lasten, als bisher üblich war, beladen wird – für die zusätzlichen Lasten ebenso bezahlt werden, ohne jegliche Verminderung. Wer aber solches übertritt (= diese Vorschrift nicht einhält), soll durch die Herrschaft gestraft werden und soll für jegliche zusätzliche Last 48 Pfennig für Geleit, 14 Pfennig als Zoll und in die Kanzlei 8 Pfennig alte Lüb. Währung zahlen. (Diese als Strafe zu zahlenden Abgaben werden wohl höher, als die üblichen Abgaben gewesen sein.)

Sonst soll für ein jedes Schiff von 18, 12, 8, 5 und 4 Lasten das für Geleit, als Zoll und als Kanzleigeld gegeben werden, was bisher Gewohnheit gewesen ist.

Was bisher Gewohnheit (= üblich) war, ist 1537 allerdings nicht genannt, jedoch die Größe der Schiffe: 18 Last ≈ 40; 12 Last ≈ 27; 8 Last ≈ 18; 5 Last ≈ 11; 4 Last ≈ 9 Tonnen Korn (gerundete Werte). Welche Schiffe sind welchen Jahr(hundert)en auf welcher Strecke gefahren? Braunschweig-Celle oder Celle-Bremen?

Zusammenfassung

Fakten und ergänzende Annahmen erlauben in diesem Beitrag lediglich einen Einblick in die damaligen Gegebenheiten und Verhältnisse. Vielleicht ist es eine Anregung zur ganzheitlichen Betrachtung und Wertung der Schifffahrt auf Oker und Aller von Braunschweig bis Celle.

Literatur

Müller, Theodor: *Schifffahrt und Flösserei im Flussgebiet der Oker.* - Braunschweig, 1968.

Anmerkungen

- ¹ Vogel, Emil Ferdinand: *Alterthümer der Stadt und des Landes Braunschweig.* - Braunschweig, 1841.
- ² *Hansisches Urkundenbuch I. - Halle a. S., 1876, Nr. 218.*
- ³ Cassel, C.: *Die Schifffahrtsrechte der Bürger von Celle. Ein Beitrag zur Geschichte der Allerschifffahrt bis zum Jahre 1649.* - In: *Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen*, 1911, S. 64-101.
- ⁴ Kurhanoversche Landesaufnahme 1781, Blatt 112 Gifhorn. / Seiler, W. Christoph: *Die Aller – Ein Fluss verändert seinen Lauf: Die historische Laufentwicklung der Aller zwischen Müden und Celle.* - Celle, 2002.
- ⁵ Guthe, Hermann: *Die Lande Braunschweig und Hannover.* - Hannover, 1867.
- ⁶ Hänselmann Ludwig: *Braunschweig in seinen Beziehungen zu den Harz- und Seegebieten.* - In *Hansische Geschichtsblätter*, Jg. 1873, S. 1-35.
- ⁷ Timme, Fritz: *Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte und Sprachkunde.* - Braunschweig, 1954.
- ⁸ Peters, Arnold: *Die Geschichte der Schifffahrt auf der Aller, Leine und Oker bis 1618.* - Hannover, 1913. Rezension dazu von Wegner, Paul. - In: *Hansische Geschichtsblätter*, Bd. 20, 1914, S. 358-364.
- ⁹ Bratmann, Kurt: *Neubrück – Schloß und Dorf.* - Braunschweig, 1968.
- ¹⁰ Quelle (handschriftlich): *Stadtarchiv Braunschweig, (neue) Sign. B I 2:3, alte Paginierung Bl. 112v – neue Paginierung S. 224, erste Zeile.* / Abgedruckt in: *Hansisches Urkundenbuch*, Bd. 8. - Leipzig, 1899, S. 515. / Peters (siehe vorn), S. 14, Anm. 1. Nach dem Wort „Celle“ hat er ein Satzzeichen (Komma) eingesetzt, welches die Aussage verändert. / Hill, Thomas: *Die Stadt und ihr Markt, Bremens Umlands- und Außenbeziehungen im Mittelalter (12.-15. Jahrhundert).* - Wiesbaden, 2004, S. 162ff. Die bei Hill auf S. 165 abgedruckte Tabelle – sie ist bei Peters, treffender enthalten – trägt die Bezeichnung „Die Kornausfuhr von Braunschweig über Celle nach Bremen im 15. Jahrhundert (Celler Wasserzoll)“, dargestellt ist jedoch die gesamte Kornausfuhr von Celle mit 11.405 Last, fremdes (einschließlich braunschweigisches) Korn ist darin mit 1.571 Last, etwa 14 %, enthalten.
- ¹¹ Krüger, Johann Friedrich (= Niemann, Friedr. Alb.): *Vollständiges Handbuch der Münzen, Maße und Gewichte aller Länder der Erde.* - Quedlinburg und Leipzig, 1830.
- ¹² Pohl-Weber, Rosemarie: *Die Bremer Eke – Fund eines mittelalterlichen Binnenschiffs.* - In: *Bremisches Jahrbuch*, Bd. 51 (1969), S. VIII-XI. Fußend auf: Veröffentl. a. d. Staatsarchiv d. Freien Hansestadt Bremen, Heft 5, Bremen 1931, S. 60/61. / Müller, Johanna: *Handel und Verkehr Bremens im Mittelalter, 2. Teil.* - In: *Bremisches Jahrbuch, Reihe A*, Bd. 31. - Bremen, 1928, S. 1-107, darin auf S. 57. Fußend auf: Oelrichs, Gerhard (Hrsg.): *Vollständige Sammlung alter und neuer Gesez-Bücher der kaiserlichen und des heil. Röm. Reichs freien Stadt Bremen aus Original-Handschriften.* - Bremen, 1771, darin auf S. 51-52. / Karali, Eva: *Reconstructing the Bremen Eke.* - In: *Skyllis, Zeitschrift für Unterwasserarchäologie*, Bd. 13 (2), 2013, S. 166-174.
- ¹³ Müller, Theodor: *Schifffahrt und Flößerei auf der Schunter im 18. Jahrhundert.* - In: *Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte*, Bd. 15, 1954, S. 135-159.
- ¹⁴ NLA WO, Sign.: 4 Alt 7, Nr. 114, *Vorrichtungen für die Schifffahrt zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig.*
- ¹⁵ Hagemann, Theodor: *Miscellaneen zur Erläuterung des Celleschen Stadt- und Bürgerrechts.* - Celle, 1798, darin: *Die älteste Policey-Ordnung der Stadt Celle*, von 1537, S. 10-36.

„Braunschweig, du Schöne“

Irina Korschunow und Braunschweig

Dr. Dr. h.c. Herbert Blume

1.

Das letzte Drittel, mehr als 100 Seiten umfassend, des 1985 erschienenen Romans *Der Eulenruf* der deutschen Schriftstellerin Irina Korschunow (1925-2013) handelt im Braunschweig der Jahre 1930 bis 1945, der NS-Zeit also, die im Freistaat Braunschweig nicht erst 1933, sondern bereits 1930 begonnen hat – wenn auch nicht *de iure*, so doch *de facto*.

Der *Eulenruf* ist nicht in erster Linie ein Roman mit politischer Botschaft, im Kern erzählt er vielmehr das schwierige Leben einer ledigen Mutter, Lene, die sich mit ihrer Tochter, der „Schande“ wegen, vom Dorf in die Großstadt geflüchtet hat, in der Hoffnung, dort für beide ein menschenwürdiges Leben aufbauen zu können. Anfangs bilden die Braunschweiger politischen Ereignisse daher kaum mehr als den Roman-Hintergrund, vor dem sich Lenas Kampf für ihre Tochter und sich selbst vollzieht. Je länger sie aber in der Stadt lebt, je mehr Leute sie näher kennen lernt, desto stärker wird Lene (die keinerlei Sympathien für die NS-Ideologie hegt, die immun gegenüber dem sogenannten Zeitgeist bleibt) in den Strudel der politischen Katastrophe mit hineingezogen. Der Roman endet in höchstem Maße dramatisch, kurz vor dem Einrücken der alliierten Truppen. Insgesamt bildet der umfangreiche Schlussteil von Irina Korschunows *Eulenruf* ein detailreich gezeichnetes, in makelloser, oft atemberaubender Erzählprosa gefasstes Portrait bürgerlichen Braunschweiger Alltagslebens unter dem Hakenkreuz. (Abb. 1)

Dass die Stadt Braunschweig in Korschunows *Eulenruf* einen „literarischen Schatz“ von hohem Rang besitzt, wissen zwar manche Braunschweiger, aber doch viel zu wenige. Deshalb scheint es mir, auch wenn seit dem Erscheinen des Buches drei Jahrzehnte vergangen sind, dennoch weder zu spät noch überflüssig, den *Eulenruf* hier einem Braunschweiger Lesepublikum eingehender vorzustellen. Darüber hinaus können im Folgenden einige neue Einsichten in die Entstehungsgeschichte des Romans – und damit auch in die Biographie seiner Autorin – mitgeteilt werden, die sich bei der Erarbeitung dieses Aufsatzes ergeben haben.

2.

Der Inhalt des Romans in kurzen Zügen. Lene Cohrs kommt 1903 als Kind armer Bauern in einem Heidedorf nahe Lüneburg zur Welt. Ihre Mutter, bereits deutlich über vierzig und

durch jahrzehntelange schwere Arbeit früh gealtert, überlebt die Geburt ihrer Tochter nicht. Für den Vater ist Lene nicht nur von vornherein ein unerwünschter Nachkömmling und ein zusätzlicher, überflüssiger Esser am karg gedeckten Familientisch, sondern noch dazu auch derjenige Mensch, der ihm die Ehefrau geraubt hat und damit die wirtschaftliche

Existenz des Bauernhofs in Gefahr bringt, und er lässt er Lene dies tagtäglich spüren. Dass Lene von Kindheit an in die Hof- und Feldarbeit der Familie eingespannt wird, ist selbstverständlich. Doch beutet man ihre Arbeitskraft geradezu aus. Zusätzlich aber wird ihr der Alltag zur seelischen Qual gemacht. Unablässig geben der Vater, ihr um zwei Jahrzehnte älterer Bruder und dessen Frau ihr zu verstehen, dass man sie nicht liebt. Weder erfährt sie menschliche Nähe noch gar elterliche Liebe – als kleines Mädchen versucht sie bisweilen, die von ihr entbehrte Wärme beim zärtlichen Schmusen mit Katzen zu erlangen. Ihr Heimatdorf, nicht weit von Hermannsburg entfernt, steht religiös völlig im Einflussbereich der von dort ausgehenden anti-aufklärerischen evangelischen Erweckungs-Bewegung des 19. Jahrhunderts. Die heranwachsende Lene sucht im Gottesdienst, in Bibel- und Konfirmandenstunden jenen

geistig-geistlichen Rückhalt, der ihr hilft, die häusliche Misere jahrelang zu überstehen. Letztlich unberührt bleibt sie hingegen von der Sündhaftigkeits-, Straf- und Buß-Theologie der Hermannsburger. Zwar wird sie über alle Maßen bibel- und gesangbuchfest, doch dabei niemals frömmelerisch. Aus ihrer Bibelkenntnis vermag sie ihr ganzes Leben hindurch Trost zu schöpfen. Ihre wichtigste seelische Stärkung findet Lene allerdings in den Gesprächen mit Minna, der lebensklugen Hebamme des Dorfes, die ihr immer mehr zur mütterlichen Freundin wird.

Um die Mitte der 1920er Jahre arbeitet Lene, um die Einkünfte des Bauernhofs aufzubessern, zusätzlich noch als Putzfrau und Köchin für einen im Dorf vorübergehend ansässig gewordenen Agrarwissenschaftler aus Hamburg, der dort Forschungen zur Melioration des mageren Sandbodens der Nordheide betreibt. Was die beiden – jeder auf seine Weise – zutiefst einsamen Menschen gar nicht beabsichtigen, geschieht dennoch: Sie schlafen miteinander, ein einziges Mal, Lene wird schwanger, und schon die Schwangerschaft, aber auch die Jahre danach werden für sie eine Hölle auf



Abb. 1: Portraitfoto Irina Korschunow.
© picture-alliance/dpa.

Erden. Als ihr Bruder, nach dem Tode des Vaters zum Hofeigentümer geworden, von der Lage der Dinge erfährt, muss er körperlich daran gehindert werden, seine Schwester, „die Hure“, sofort „totzuschlagen“, und ebenso gnadenlos wird sie im christlich „erweckten“ Dorf von fast allen als Hure, als verworfene Sünderin beschimpft und verachtet.

Irgendwann, ihre Tochter Lisa ist inzwischen drei Jahre alt geworden, vermag Lene die unablässigen Anfeindungen, Schikanen, Benachteiligungen, Beleidigungen, Sticheleien, denen sie (als unbezahlte Dienstmagd in der eigenen Familie) und Lisa ausgesetzt sind, nicht mehr zu ertragen. Die beiden fliehen – mit einem Umweg über Hamburg, wo die wohlhabenden Verwandten des zufällig abwesenden Kindesvaters die Alimentenfrage sehr hilfsbereit mit ihr regeln – heimlich nach Braunschweig. Ihre Freundin, die Hebamme, hatte ihr die Adresse eines Arztes mitgegeben, der ihr würde weiterhelfen können. Doch der ist, wie sich an der Haustür erweist, inzwischen verstorben. So muss sie auf eigene Faust eine Bleibe suchen, die sie schließlich für eine geringe Miete in der Familie eines pensionierten Mittelschulrektors (namens Blanckenburg) in der Gerstäckerstraße findet. Mutter und Kind werden dort sehr schnell Teil der Familie, die Gastgeber empfinden die beiden wie eine neu hinzugewonnene Tochter samt Enkelkind. Lenes Broterwerb besteht in Heimarbeit: Für eine nahe gelegene Trikotagenfabrik näht sie vorgefertigte Unterwäsche-Teile zusammen, im Stücklohn, auf einer Nähmaschine, die – als Startkapital – ein Geschenk der Hamburger Familie von Lisas Vater war.

Claus heißt der Sohn von Blanckenburgs, er ist aktiver Sozialdemokrat, promovierter Germanist und Assistent am Göttinger Germanistischen Seminar. Dort arbeitet er an seiner Habilitationsschrift, zugleich aber schreibt er regelmäßig Artikel für den Braunschweiger sozialdemokratischen „Volksfreund“, und er verbringt außerdem viele Wochenenden in Braunschweig, wo er einer der wichtigsten Wahlkampf-Redner der SPD ist. Nach der braunen „Machtergreifung“ und, wenige Wochen später, der Aufhebung der bürgerlichen Grundrechte durch Hindenburgs Notverordnung, entführt ihn im März 1933 ein SA-Schlägerkommando aus der elterlichen Wohnung, und er wird, wie auch andere engagierte Sozialdemokraten, im Gebäude des „Volksfreund“ (Abb. 2), das die Nazis inzwischen besetzt haben, grausam misshandelt. Schwer verletzt kehrt er nach Hause zurück. Lene und Claus hatten im Lauf der Zeit in den vielen, oft politischen Gesprächen, die sie miteinander geführt hatten, Zuneigung (und auch mehr als das) zueinander entwickelt, doch fehlt beiden der Mut, einander ihre Gefühle einzugestehen, wohl auch wegen des sozialen Abstands zwischen ihnen. Stattdessen lässt Lene sich von Frau Blanckenburg in eine Ehe mit dem kleinbürgerlichen Alfred Wittkopp (Buchhalter bei Büsing) drängen, den sie gar nicht liebt und für den sie eigentlich viel zu intelligent ist. Sie heiratet ihn nur, damit ihre Tochter Lisa – die inzwischen das Lyzeum besucht – endlich einen Vater bekommt, dessen Namen sie tragen kann, und sich nun nicht mehr als uneheliches Kind hänseln lassen muss. Im Krieg entwickelt sich Wittkopp, der zuvor nur NS-Sympathisant war, zu einem unerschütterlichen Nazi. Bis in die allerletzten Kriegstage ist er davon



Abb. 2: Volksfreund-Haus, Schloßstraße 8. Aus: Bein, Reinhard: Braunschweig zwischen rechts und links, der Freistaat 1918 bis 1930. Braunschweig 1990. Angegebene Quelle: Deutschlands Städtebau – Braunschweig. Berlin, 1930.

überzeugt, als deutscher Soldat für eine gute Sache zu kämpfen – und in dieser Überzeugung erschießt er dann kurzerhand den halbwüchsigen Sohn der Nachbarn aus der Gerstäckerstraße als Deserteur, weil der, als die alliierten Truppen fast schon vor der Stadt stehen, im Begriff ist, sich in Zivil zu seiner Mutter nach Schöningen durchzuschlagen.

Der Schluss des Romans, nur wenige Seiten umfassend, doch nicht minder dramatisch, handelt wiederum in Lenes Heimatdorf, wohin ihre im Sterben liegende Freundin Minna sie gerufen hat. Mit einem der letzten noch fahrenden Züge gelingt ihr die Reise dorthin. Lene wird dort auf grausige Weise in das Kriegsgeschehen des April 1945 verwickelt. Die alliierten Truppen sind nicht mehr weit vom Dorf entfernt, und die kapitulationsbereiten, um ihr Leben fürchtenden Bauern haben bereits weiße Bettlaken aus den Fenstern gehängt. In dieser Situation taucht dort ein versprengter Trupp von SS-Leuten auf, die sich sofort daran begeben, exemplarisch zwei der Einwohner durch Erhängen zu töten: einen Greis sowie Lenes im Krieg zum Einbeinigen gewordenen Bruder Heinrich. Lene – die sich plötzlich an die geladene Pistole erinnert, die ihr Mann, in den Schießsport verliebt und Waffennarr, ihr als Reisegepäck-Zutat geradezu aufgezwungen hatte – rettet mit dieser Pistole die beiden in letzter Minute, und damit zugleich das Dorf. Sie, die Feindin aller Waffen und jeder Gewalt, nimmt es in dieser ausweglosen, tragischen Situation auf sich, zwei Menschen mit der Waffe zu töten, um dadurch das Leben zweier Unschuldiger zu retten. Das Thema der Gewalt, die Lene und ihre Tochter Lisa, doch auch andere Personen physisch und psychisch erleiden müssen, durchzieht den gesamten Roman; in dieser Schlusszene wird es dramatisch zugespitzt.

Insgesamt betrachtet, ist Irina Korschunows *Eulenruf* ein Zeitroman, der zugleich Elemente des Entwicklungs- und Bildungsromans enthält – ein Roman, in dem uns der be-

wegte, manchmal chaotische, von Trostlosigkeit und Schicksalsschlägen, aber auch von Glückszufällen bestimmte Lebenslauf einer selbstbewussten jungen Frau erzählt wird, die ihr Schicksal selbst in die Hand nimmt und für ihr Kind und sich selbst eine bessere Zukunft sucht. Braunschweig spielt als Lebensstation für Lenas Suche nach dem Glück die zentrale Rolle.

3.

Irina Korschunows frühe Romane (*Glück hat seinen Preis*, 1983; *Der Eulenzug*, 1985; *Malenka*, 1987) sind, deutlich erkennbar, familiengeschichtlich und autobiographisch gegründet, ohne dabei jedoch Familiengeschichte oder Autobiographie zu sein. Korschunow fügt, in wechselnder Dosierung der Anteile, Familiengeschichtliches und Autobiographisches mit sehr viel frei Erfundenem zu einem dichten, nicht auflösbaren Gewebe zusammen. Und sie liebt es, in die Darstellung der Städte, die sie als Handlungsorte ihrer Romane wählt und nennt, eindrucksvoll viele reale örtliche Details (Straßennamen, Kirchen, Parks, Denkmale, Firmenamen u.v.a.m.) einzuflechten, so dass man ihre Bücher streckenweise geradezu mit daneben gelegtem Stadtplan lesen könnte. Hinter diesen so detailfreudig-lebensecht gezeichneten Städten stehen in *Glück hat seinen Preis* die beiden Wohnorte von Irina Korschunows Mutter: zunächst Kiel, dann Stendal. In *Malenka* ist die Protagonistin in Pyritz in Hinterpommern geboren und erlebt dort ihre Kindheit und Jugend. Und im *Eulenzug* bildet Braunschweig den Ort sowohl der Zuflucht als auch der persönlichen Entwicklung der Heldenin. Was für ein Braunschweig-Bild bietet uns Irina Korschunows Roman dar?

Schemenhaft ist die Stadt erstmals zu ahnen, als der Taxifahrer, der Mutter und Tochter vom Haus der Hamburger Wohltäter (auf deren Kosten) zum Bahnhof fährt, auf seine Frage, wohin die Reise denn gehen solle, Lenas Antwort „Braunschweig“ erhält, und er dann erwidert: „Braunschweig. Eine schöne Stadt. Und gute Wurst.“ (180)¹ Seine Worte sind nur Außenansicht, sie könnten fast einem Fremdenverkehrs-Prospekt entnommen sein. Doch gewinnt die Schönheit Braunschweigs noch auf derselben Buchseite deutlichere Kontur, wenn nunmehr aus der Innenperspektive von „Lenas erstem Gang durch die Altstadt mit den auskragenden, geschnitzten Fachwerkhäusern, dem Spiel der verwinkelten Straßen, den sich öffnenden Blicken auf Plätze und Türme“ erzählt wird (180). Und was hier noch allgemein über das „schöne“ Braunschweig gesagt ist, wird wenige Seiten später dann am Beispiel der Weberstraße entfaltet, wo Lene zu Beginn für einige Nächte bei einer gleichaltrigen Jüdin, Ruth Elster, ein Quartier gefunden hat: (Abb. 3) „Dann trat Lene aus dem Haus und fiel unversehens in die Schönheit eines Bildes: das geschwungene Band der Weberstraße mit den Giebeln, Erkern, Schnitzereien und an ihrer Mündung die Türme von Sankt Andreas, der große, der kleine, hineinwachsend in einen blassen Herbsthimmel. Zusammenklang von Holz, Stein, Farben, Luft, was waren Traumbilder gegen diese Wirklichkeit. Lene nahm ihre

Tochter, um deretwillen sie den Weg hierher gewagt hatte, auf den Arm und sagte: „Das ist schön Lisa, das dürfen wir nicht vergessen.“ (188)

Nicht vergessen dürfen. Wie ahnungsvoll-bedeutsam Lenas Worte angesichts der späteren Zerstörung der Innenstadt im Bombenkrieg sind, kann sie selbst in diesem Moment gar nicht wissen, doch die Erzählerin weiß es sehr wohl, denn zum Braunschweig-Bild, das sie in ihrem Roman zeichnet, gehört auch, dass sie die eigentlichen Urheber der Vernichtung des alten, des „schönen“ Braunschweig² beim Namen nennt: Vom „blutigen Ende“ der „Herrschaft eines Mannes namens Hitler“ (180) ist die Rede und davon „[...] daß [1930] Stadt und Freistaat Braunschweig mit neun braunen Landtagsabgeordneten und dem nationalsozialistischen Innenminister Klagges die Vorhut bilden konnten beim Marsch ins Dritte Reich und in den Untergang.“ (180)³ Und ebenso wenig wird dort verschwiegen, dass 1930 die Klagges-Wähler immerhin eine beträchtliche Minderheit darstellten. So wie der finstere politische Hintergrund, vor dem Lene und Lisa die überwältigende Schönheit der Fachwerkstadt erblicken, nicht unerwähnt bleibt, so kommen exemplarisch auch die Dürftigkeit, das Elend und der Schmutz zur Sprache, die in manchen Straßen hinter kunstvoll verzierten Fachwerkfassaden verborgen sind. Auf ihrer Suche nach einer Unterkunft geraten Mutter und Tochter in ein Haus in der Ritterstraße (Abb. 4), wo es „nach Muff und Urin“ riecht: „vermodertes Fachwerk, eine Treppe ohne Geländer, in der Kammer bröckelnde Wände, ein ehemals weiß gestrichener Tisch, statt des Fensters nur eine Luke zum Flur.“ (190) Um dem Leser als Kontrast zur Schönheit auch das Braunschweiger Armutsmilieu des Jahres 1930 vor Augen zu führen, hätte Korschunow genauso gut auch andere Straßen, etwa den Klint, den Nickelnkulk, den Rehnstoben wählen können. Schon seit dem Mittelalter konzentrierte sich in Straßenzügen wie diesen die ärmere und arme Wohnbevölkerung. Der knappe Hinweis auf das schlimme Elend, das es in der „schönen Stadt“ auch gibt, sorgt dafür, dass das Braunschweig-Bild des *Eulenzug*-Romans nicht als verklärendes Schönwetter-Bild, als eine Art Ansichtskarten-Idyll missverstanden werden kann. Zum Handlungsort des *Eulenzug* wird die städtische Unter-

Abb. 3: Weberstraße, Blick auf die Andreaskirche, 1932.
Foto von Kurt Bosse.



Abb. 4: Ritterstraße Ecke Klint, 1936. Foto von Erich Heitefuß.



schicht indessen nicht. Lene „nahm Lisa auf den Arm und rannte davon, aus der Kammer, aus dem Haus, auf die Straße und weiter bis zur Ecke. ‚Sowas nicht, Lisadeern‘, keuchte sie. ‚Dafür sind wir nicht weg von Süderwinnersen, und der Herr wird uns schon das Richtige schicken.‘“ (190) Vielmehr ist es die Welt des gebildeten und des aufstiegsorientierten mittleren Bürgertums in der Gerstäckerstraße, in das Lene und ihre Tochter mehr und mehr hineinwachsen.

Die ihm eigene Anschaulichkeit gewinnt Korschunows Roman durch die überreiche Fülle von Braunschweig-Details, mit der die Autorin ihn ausstattet. In eindrücklich dichter Folge führt die Erzählerin uns Facetten eines privaten, heilen Alltagslebens (das auch in totalitären Staaten die Menschen zu führen suchen) im noch unzerstörten Braunschweig vor Augen. Und kontrastierend mit diesen Bildern und Szenen spielen im Romangeschehen von Anfang an auch die (ja spätestens 1930 deutlich erkennbaren) Elemente der Zerstörung eine Rolle, bleiben zumindest nicht unerwähnt. Vor diesem Hintergrund von Schönheit und Unversehrtheit der Welt einerseits und inhumaner Brutalität und Krieg andererseits, von Hellem und Dunklem, vollzieht sich im *Eulenkopf* Lenas Suche nach einem menschenwürdigeren Leben.

Um mit den Bildern vom intakten Braunschweig zu beginnen. Dazu gehören auch die teilweise „seltsamen“ (183) Braunschweiger Straßennamen, die Lene beim ersten Hören verwunderlich findet: Bohlweg, Hinter Liebfrauen, Kattrep-

peln, Hutfiltern, Kohlmarkt, Radekint (183), Höhe, Hagenbrücke, Ölschlägern (233) und noch andere mehr. Darüber hinaus aber auch die vielen stadttypischen „Kennmarken“, die im Verlauf des Romangeschehens ihre Rolle spielen: Aus Lenas Zimmer in der „Gerstäckerstraße 16“ blickt man auf „das bunte Herbstlaub des Domfriedhofs“. (190) Zum Heiligabend-Gottesdienst 1930 waren Lene und Lisa im „Dom“ gewesen (210/211), aber weil sie findet, dass dort zu viel „Glanz und Gloria“ vom biblischen Geschehen ablenkt, geht sie allsonntäglich lieber in die „Magnikirche“ (211), und „in der Nacht hört sie die Turmuhr der Johanniskirche schlagen“ (237). Zu diesen drei kirchlichen Koordinaten kommen viele Punkte der weltlichen Topographie Braunschweigs, zwischen denen Lenas und Lisas Leben verläuft. Der „Bürgerpark“ mit seinem (von vielen Braunschweigern so genannten) „Schwanenteich“ (200, 212 u.ö.), wo die beiden dann und wann spazieren gehen. Muße ist für Lene eine neue, städtische Erfahrung. Ziele gelegentlicher Ausflüge, zusammen mit Ruth Elster und beider Kindern, sind außerdem die „Buchhorst“ (239, 273) mit dem Gartenrestaurant „Waldfrieden“⁴ (222) (Abb. 5) sowie auch das „Pawelsche Holz“ (222). Die zehnjährige Lisa besucht das „Lyzeum Kleine Burg“ (274). Die anonym bleibende Trikotagenfabrik, für die Lene näht, siedelt die Erzählerin in der „Bertramstraße“ an (221), beim Namen genannt wird im selben Zusammenhang aber das „Wäschegeschäft Langerfeld, das beste seiner Art in Braunschweig“ (233),⁵ wo Lene sich als Näherin zu bewerben versucht. Und auch das weihnachtliche Braunschweig

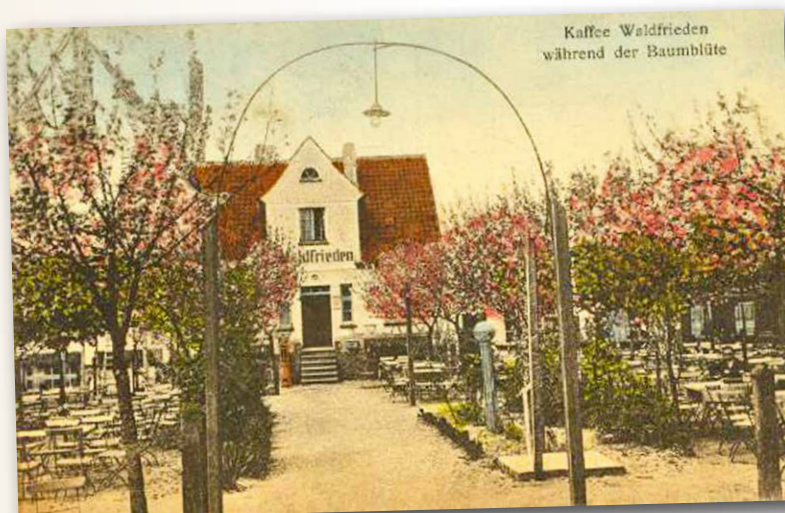


Abb. 5: Ausflugslokal Waldfrieden. Foto: Archiv Wilfried Brewe.

erscheint im Roman: „der verschneite Bürgerpark“, „die Stadt in ihrem Lichterschmuck“, „der Burglöwe mit seiner Decke aus Schnee“. (212/213) Vieles Weitere wäre hier zu nennen.

Dem stehen im Roman jene Namen gegenüber, die in den Zusammenhang der Zerstörung des alten Braunschweig gehören. Die prominentesten Opfer des 1933 offen einsetzenden NS-Terrors sind die jüdischen Warenhaus-Besitzer Frank sowie Hamburger und Littauer: „Am 11. März waren (...) bei den jüdischen Kaufhäusern am Kohlmarkt⁶ die Scheiben eingeschlagen worden“ (248), und dann folgen die Firmennamen. Auf der „Münzstraße“ (250) befindet sich, wie noch heute, ein Polizeirevier, das der schon gebrechliche Herr Blanckenburg aufsucht, um sich über den SA-Überfall auf seine Wohnung und die Entführung seines Sohnes zu beschweren – vergeblich, er entgeht knapp der eigenen Verhaftung (250). Nicht unerwähnt bleibt der berüchtigte „Keller der AOK“ (256), der den SA-Kommandos zusätzlich zum „Volksfreund-Haus“ als Ort der Folter diente. Und wir lesen schließlich auch von Lenes und Lisas vielen Nächten „zwi-

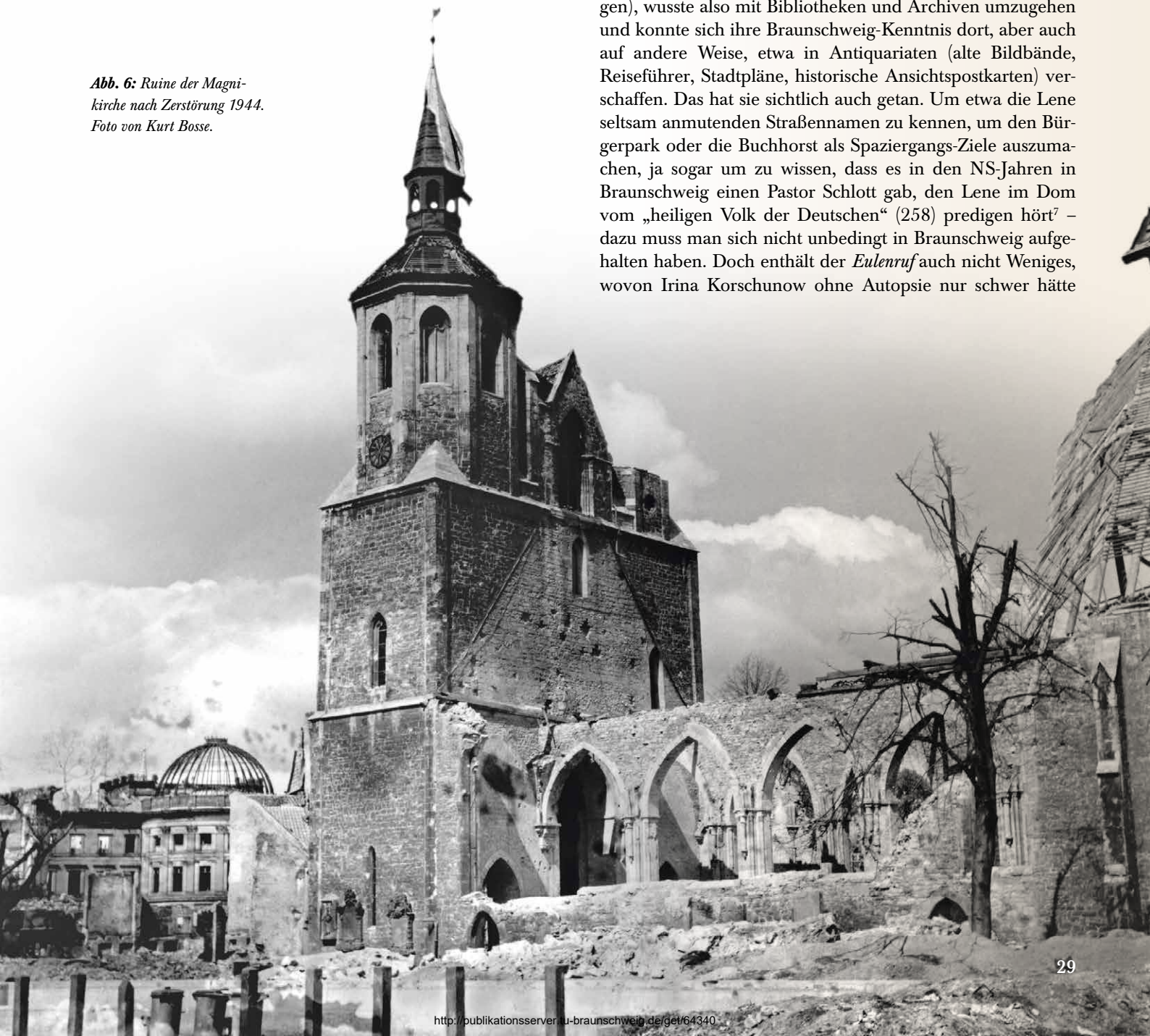
schen Bunkerwänden“, und – eindringlicher – von den Bombenangriffen. Einer davon macht auch ihre „Magnikirche“ zur Ruine (283 f.) (Abb. 6). Auch diese Liste wäre verlängerbar.

Lisa, das sechsjährige kleine Mädchen, hatte 1933 ansehen müssen, wie Claus blutig geschlagen von seiner Entführung heimkehrte, und danach auch erklärt bekommen, was geschehen war. „Sind das die Schläger, fragte sie beim Anblick der Männer, die ihr auf der Straße begegneten. Braunschweig, du Schöne.“ (256) Wenn die Erzählerin an dieser Stelle das Motiv der „schönen Stadt“ ein letztes Mal aufnimmt, so tut sie es mit Trauer und Sarkasmus. Im Erzählfluss des *Eulenruf* hat spätestens hier, 1933, der Untergang des alten, schönen Braunschweig schon begonnen.

4.

Woher hat die Autorin aber dann ihre eindrucksvollen, oft geradezu stupenden Detailkenntnisse Braunschweigs und seines Alltagslebens in den Jahren 1930-1945? Irina Korschunow war eine akademisch gebildete Frau (seit 1949 Studium der Germanistik, Anglistik und Psychologie in Göttingen), wusste also mit Bibliotheken und Archiven umzugehen und konnte sich ihre Braunschweig-Kenntnis dort, aber auch auf andere Weise, etwa in Antiquariaten (alte Bildbände, Reiseführer, Stadtpläne, historische Ansichtspostkarten) verschaffen. Das hat sie sichtlich auch getan. Um etwa die Lene seltsam anmutenden Straßennamen zu kennen, um den Bürgerpark oder die Buchhorst als Spaziergangs-Ziele auszumachen, ja sogar um zu wissen, dass es in den NS-Jahren in Braunschweig einen Pastor Schlott gab, den Lene im Dom vom „heiligen Volk der Deutschen“ (258) predigen hört⁷ – dazu muss man sich nicht unbedingt in Braunschweig aufgehalten haben. Doch enthält der *Eulenruf* auch nicht Weniges, wovon Irina Korschunow ohne Autopsie nur schwer hätte

Abb. 6: Ruine der Magnikirche nach Zerstörung 1944.
Foto von Kurt Bosse.



Kenntnis haben können, etwa die ganz beiläufig erwähnte Tatsache, dass „das rote Backsteingebäude“ der Bürgerschule Leonhardstraße, in die Lisa eingeschult wird, zwei Eingänge hat (Abb. 7): „Knaben und Mädchen streng getrennt“ (273).⁸ Könnte die Autorin auch dieses (das Zeitkolorit des Romans verstärkende) Aperçu ja eventuell noch bei einem kurzen „Kontrollgang“ durch Braunschweig vor oder während der Roman-Niederschrift notiert haben, so ist das beim folgenden Roman-Detail unmöglich. Bei ihrer Ankunft 1930 hatte Lene für ein paar Tage Unterschlupf in der Weberstraße gefunden. Auf der Suche nach einem Untermieter-Zimmer bekommt sie den Rat, in die „Braunschweigische Landeszeitung“ zu sehen: „Hutfiltern, hatte Ruth Elster gesagt, da hängen die Anzeigenseiten im Schaufenster“ (189). Als Irina Korschunow zwischen 1983 und 1985 am *Eulenruf* arbeitete, gab es diese Zeitung schon seit 1945 nicht mehr. Mit Lizenz der britischen Militärregierung wurde in den unzerstört gebliebenen Zeitungsgebäuden (nach einem kurzlebigen Interims-Blatt) seit Januar 1946 die „Braunschweiger Zeitung“ herausgegeben, die bis heute existiert. Die „BZ“ nutzte die um 1900 entstandenen Gebäude aber nur bis 1981, als sie ihren Sitz in die Hamburger Straße verlegte. Nur bis zum Juni 1981 also hingen die Zeitungsseiten in der Tat noch, wie 1930 im Roman, „im Schaufenster“ am Hutfiltern aus. Seither befindet sich an eben dieser Stelle jedoch der breite Eingang zum Ladenzentrum Burgpassage. Kein Stadtrundgang hätte Irina Korschunow deshalb zwischen 1983 und 1985 mehr dazu anregen können, ihre Lene auf der Zimmersuche ausgerechnet vor die Zeitungs-Schaufenster im Hutfiltern zu führen. Denkbar wäre allerdings, dass die Autorin Details solcher intrikaten Art irgendwann und -wo von alteingesessenen Braunschweigern erfahren hat. Um dieser Möglichkeit nachzugehen, ist ein Blick auf Korschunows Biographie vonnöten.

5.

Irina Korschunow, geb. Masterow, wurde am 31.12.1925 in Stendal geboren. Ihre Eltern waren der 1892 in Moskau geborene Peter Masterow und dessen 1891 in Kiel geborene Ehefrau Paula Masterow, geb. Do(o)se. Ihren russischen Vater hatte es als Revolutionsflüchtling nach Stendal verschlagen, wo er seit 1919 im Adressbuch als Kaufmann erscheint. Im Frühjahr 1944 bestand Irina Masterow in Stendal die Abiturprüfung. An dieses Datum schloss sich bis vor kurzem eine biographische Lücke an, die sich ohne Unterbrechung bis zum Herbst 1949 erstreckte, als Irina Masterow sich laut Matrikelbuch der Universität Göttingen zum Wintersemester 1949/50 für das Studium der Fächer Germanistik, Anglistik und Psychologie einschreiben ließ. In Göttingen lernte sie den Studenten der Geophysik Alex Korschunow (1918-2005; Sohn gleichfalls eines Revolutionsflüchtlings) kennen, der nach Göttinger Diplom und Münchener Promotion eine Karriere als Geophysiker (Universität; Geophysikalisches Forschungsinstitut Fürstenfeldbruck; Forschungsschiff „Meteor“) machte. 1954 Übersiedlung Irinas nach München und Heirat mit Alex. Seit etwa 1960 hat Irina Korschunow sich schriftstellerisch in unterschiedlichen Genres erfolgreich betätigt, so z.B. journalistisch für die Süddeutsche Zeitung (nicht nur in der Kolumne *Das Streiflicht*) und als Autorin von Rundfunk-Manuskripten und Fernsehspiel-Drehbü-

chern. Ihre wichtigste Domäne waren und ihr bleibendes Erbe bilden jedoch ihre Kinderbücher (z.B. *Der Findefuchs*, *Die Wawuschels*), ihre Jugendromane (z.B. *Die Sache mit Christoph*) und ihre Romane für Erwachsene. Ihre Bücher sind in mehr als fünfzehn Sprachen übersetzt. Irina Korschunow starb in München an ihrem 88. Geburtstag, dem 31.12.2013. Wohnhaft war sie seit 1954 kontinuierlich in Oberbayern: außer in München in den Orten Gauting und Grafrath. Falls sie irgendwann in ihrem Leben wirklich für einige Zeit in Braunschweig ansässig gewesen sein sollte, so käme hierfür einzig eine Spanne innerhalb des Zeitraums Frühjahr 1944 (Abitur in Stendal) bis Oktober 1949 (Einschreibung in Göttingen) in Betracht. Über diese Jahre ihres Lebens hat Irina Korschunow in Interviews stets geschwiegen, und in den bio-bibliographischen Handbüchern⁹ wie auch den vielen im Internet zu lesenden Nachrufen werden diese Jahre stets übersprungen.

Irina Korschunows Schweigen über diesen Abschnitt ihres Lebens ist zu respektieren. Nicht damit zu rechnen ist, dass sie Dinge zu verbergen hatte, die ihr politisch im nachhinein hätten peinlich sein können. Als Tochter eines russischen Vaters (und deshalb noch 1949 de iure staatenlos)¹⁰ und Trägerin eines russischen Namens wird sie es im NS-Alltag oft schwer gehabt haben, und schon dies dürfte Irina von vornherein davor geschützt haben, Sympathien für Nationalismus und Nationalsozialismus zu entwickeln. Wie der Magdeburger Journalist und Genealoge Gerhard Lotsch erst vor kurzem ermittelt hat,¹¹ wurde die noch 18-jährige Irina Korschunow wenige Tage nach ihrem Abitur zum Reichsarbeitsdienst eingezogen; sie trat ihren Dienst am 15.4.1944¹² im Lager Collin, einem Dorf im Kreis Pyritz in Hinterpommern an.¹³ Von da an verliert sich Irina Korschunows Spur für fünf Jahre. Das Einrücken der Roten Armee am 1. Juli 1945 in Stendal (die dort die britische Armee ablöste) muss für die Familie des Exilrussen Masterow ein gewichtiger Grund gewesen sein, die Stadt vorher rechtzeitig zu verlassen: Irinas Vater und Mutter sowie ihr Bruder Wladimir sind seit Juli 1945 zunächst in Lüneburg gemeldet, mit Wirkung vom 27. April 1946 dann in Bad Gandersheim. In beiden Fällen erscheint Irina nicht in den meldeamtlichen Eintragungen. Ob und in welchem Maße in Malenkas dramatischer Flucht nach Westen (Desertion aus dem Arbeitsdienst-Lager, Trecks, Tieffliegerangriff) eigene Erlebnisse Irinas verarbeitet sind, ist nicht zu ermesen. Sie hat sich offenbar fern von ihren Eltern in die britische Besatzungszone durchschlagen müssen. In Bad Gandersheim hat sie ihre Familie dann des öfteren besucht, gewohnt aber hat sie nach eigenem Bekunden dort nicht.¹⁴

6.

An dieser Stelle muss nun von der Literarischen Vereinigung Braunschweig e.V. die Rede sein. Dieser Verein hat seine Wurzeln im 1907 vom Braunschweiger liberalen Bürgertum gegründeten Verein Volkslesehalle¹⁵ und übernahm 1941 bei der Kommunalisierung dieser Volksbildungs-Institution deren nicht-bibliothekarische Aufgaben: die Veranstaltung von Autorenlesungen. Sechs Jahrzehnte lang war die Literarische Vereinigung aktiv und ermöglichte in dieser Zeit den Braunschweigern das Vis-à-vis mit vielen Hundert Schriftstellern.



Abb. 7: Inschriften „Knaben“ und „Mädchen“ am Schulgebäude Leonhardstraße 12. Fotos von Dieter Heitefuß.

Die lange Liste der Autoren, die von 1941 bis ca. 2000 auf Einladung der Literarischen Vereinigung aus ihren Werken gelesen haben, ist 1991 in einem Jubiläumsbändchen gedruckt worden.¹⁶ Aus Irina Korschunows Eintragungen im Gästebuch der Vereinigung geht hervor, dass sie auf deren Einladung zweimal in Braunschweig gelesen hat: am 15.2.1985 und am 11.9.1987. Die Führung des Gästebuchs lag in den 1980er und 1990er Jahren in den Händen der Bibliothekarin Ute Jacob, die eine eindrucksvoll belebte, gebildete, eloquente Dame und zugleich eine alteingesessene Braunschweigerin war. Frau Jacob, Vorstandsmitglied der Vereinigung, hatte u.a. die Aufgabe, nach der Lesung beim geselligen Beisammensein des Gastes mit dem Vorstand und einer kleinen Schar von Lesungs-Zuhörern dem Autor das Gästebuch vorzulegen, mit der Bitte um eine Eintragung.¹⁷ Da der *Eulendorf* im Druck erst im Herbst zur Frankfurter Buchmesse erschienen ist, muss Irina Korschunow im Februar 1985 in Braunschweig noch aus dem Manuskript bzw. den Fahnen des Romans vorgelesen haben. Auch damals waren zwar die vom Verlag organisierten Lesereisen im Anschluss an die Buchmesse schon die Regel, aber nichtsdestoweniger lasen Autoren (und lesen noch heute) durchaus bisweilen aus ihren noch ungedruckten Manuskripten.

Ute Jacob hat später im Freundes- und Kollegenkreis gern erwähnt, dass sie an jenem Februar-Abend 1985 Irina Korschunow, ihrer Altersgenossin, empfohlen habe, dem Bäcker in der Leonhardstraße, bei dem Lene Cohrs zu kaufen pflegt, doch besser nicht den Namen „Rollwage“ zu geben, weil eine andere Braunschweiger Handwerkerfamilie dieses Namens, die am Steinweg eine traditionsreiche Schlachtereibetrieb, sich vielleicht gemeint fühlen könnte. Dieser Rat erscheint uns übervorsichtig. Irina Korschunow aber, so Ute Jacob, habe sich den Vorschlag zu eigen gemacht. Als Ersatz hat sie dann allerdings keinen x-beliebigen, deutlich anders klingenden Namen gewählt, sondern nur den Anfangsbuchstaben geändert: die Bäckerei heißt im gedruckten Buch „Bollwage“ (199 u.ö.). Dieser Name nun aber ist für Leser in Braunschweig und Umgebung ein rechter Stolperstein. „Rollwage“ ist im Gebiet um Braunschweig, Wolfenbüttel und Salzgitter (sowie im Vorharz und westlich bis zur Leine, östlich bis zur Bode) ein nicht ganz ungeläufiger Name, „Bollwage“ dagegen hat man hierzulande nie gehört,¹⁸ und man hält deshalb das B im Namen bei dessen erstem Auftauchen im Buch für einen bloßen Druckfehler. Diese – nicht

recht geglückte – Namensänderung ist somit die einzige eindeutig nachweisbar gebliebene Spur von Ute Jacobs Mitwirken an der Korrektur des *Eulendorf*. Irina Korschunow habe sie nämlich dann noch am Abend des 15. Februar gebeten, als „gestandene“ Braunschweigerin (z.B. hatte Ute Jacob dasselbe Lyzeum an der Kleinen Burg besucht wie Lenas Tochter Lisa im Roman) das gesamte Roman-Manuskript vor dem Druck noch einmal in Bezug auf die Stimmigkeit der Braunschweiger Details kritisch zu überprüfen, und Ute Jacob habe diese Arbeit gern übernommen. Beeindruckt von der massiven Braunschweig-Kenntnis der Autorin im *Eulendorf*-Manuskript habe sie, Ute Jacob, ihr bald auch die Frage gestellt, woher die denn rühre. Und Irina Korschunows Antwort habe gelautet: Ich habe mal ein Jahr lang in Braunschweig gewohnt.

Über dieses Gespräch Irina Korschunows mit Ute Jacob (und über den biographisch wichtigen Satz darin) habe ich nichts unmittelbar aus dem Munde der Letztgenannten vernommen, die ich zwar aus vielen Gesprächen gut kannte, aber mit der ich nie über Irina Korschunow gesprochen habe. Zu Ohren gekommen sind mir diese Dinge aus dem Kreis ihrer Bibliothekskolleginnen. Doch sind Ute Jacob (die inzwischen verstorben ist) und ihre Kolleginnen Gewährspersonen, deren Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben sind. Somit haben sich in diesem Aufsatz zwei unerwartete Ergänzungen zu Irina Korschunows Biographie ergeben: Die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst zum 15.4.1944 in ein Lager in Hinterpommern¹⁹ und ein von ihr irgendwann zwischen (ca.) Juli 1945 und Oktober 1949 in Braunschweig verbrachtes Lebensjahr.

Wann allerdings im Zeitraum vom Sommer 1945 bis zum Herbst 1949 Irina Korschunow ein Jahr lang in Braunschweig gewohnt hat, lässt sich nicht bestimmen. Adressbücher und Melderegister schweigen darüber. Sicher ist nur, dass sie nicht schon das Kriegsende in Braunschweig erlebt hat, denn im Roman lässt sie dort im April 1945 fälschlich „die britische Armee“ (285) statt der amerikanischen einrücken. Irina Korschunow kann also erst nach dem 1. Juli (Gebietsaustausch der alliierten Besatzungsmächte) hier eingetroffen sein. Diesen Irrtum hat Ute Jacob übersehen; ihr Korrekturlesen stand offensichtlich unter dem Zeitdruck der nahenden Buchmesse.²⁰

Zusätzlich zu allem oben Erwähnten hat Irina Korschunow sich mit ihrem *Eulenzug* – sicherlich ohne dies beabsichtigt zu haben – das Verdienst erworben, die Reihe jener Romane zu ergänzen, die man „Braunschweig-Romane“ nennen könnte,²¹ weil ihre Handlung, sei es teilweise oder ganz, in Braunschweig angesiedelt ist. Damit befindet sich die Autorin in guter Gesellschaft. Hier nur einige Beispiele. Für das 18. Jahrhundert sind zu nennen: Karl Philipp Moritz' (1756-1793) psychologischer Roman einer katastrophalen Jugend *Anton Reiser* (1785-1890), Freiherr Adolph Knigges (1752-1796) satirischer Roman *Die Reise nach Braunschweig* (1792), dessen turbulenten Hintergrund eine Braunschweiger Sommermesse bildet. Für das 19. Jahrhundert gehören zunächst zwei Romane des heute leider fast vergessenen Hermann Klencke (1813-1881) dazu, *Der Parnass zu Braunschweig* (1854) und *Der Braunschweig'sche Hof und der Abt Jerusalem* (1863), beide im Bereich und im Umfeld des noch jungen Collegium Carolinum handelnd, und von den Werken Wilhelm Raabes (1831-1910) zumindest sein *Meister Autor* (1873). Ein zentrales Thema bildet darin der Einbruch der Moderne in die überkommene Welt (Eisenbahn samt Eisenbahnunglück; Auslöschung alter Braunschweiger Innenstadt-Architektur durch gründerzeitliches Bauen). Im frühen 20. Jahrhundert veröffentlicht Friedrich Huch (1873-1913) den Roman *Mao* (1907), der die schwierige Kindheit und Jugend eines Knaben aus großbürgerlichem Haus (am Hagenmarkt) in wilhelminischer Zeit erzählt. 1953 erscheint Ehm Welks (1884-1966) breit ausladender Roman *Im Morgennebel* (195), dessen Thema die Novemberrevolution in Braunschweig ist.²² Ohne dass Irina Korschunow an Welk hätte anknüpfen wollen, setzt dennoch ihr *Eulenzug* hinsichtlich der Epoche, von der erzählt wird, die Reihe chronologisch fort. Der *Eulenzug* ist ein Braunschweig-Roman, und sein eminentes erzählerisches Niveau berechtigt zu der Hoffnung, dass er auch in Zukunft gelesen wird.

Anmerkungen:

¹ Zitate hier und im Folgenden nach: Irina Korschunow: *Der Eulenzug*. Roman. 1. Aufl. Hamburg: Hoffmann und Campe 1985. Zahlen in Klammern verweisen auf Seitenzahlen.

² Die Braunschweiger Innenstadt war bis zum Zweiten Weltkrieg die größte Fachwerkstadt Deutschlands.

³ Dieser Satz bezieht sich auf das Ergebnis der Braunschweiger Landtagswahlen am 14.9.1930. Dies ist zugleich das „Jahr von Lenas Ankunft“ (180) in Braunschweig.

⁴ Heute „Hotel Aquarius“.

⁵ Der Name ist lediglich orthographisch leicht verfremdet. Das reale Textilgeschäft Langerfeldt existiert noch heute in der im Roman bezeichneten Straße am Sack.

⁶ Der Roman vereinfacht hier: Am Kohlmarkt, Ecke Hutfiltern, lag das Kaufhaus Hamburger & Littauer, wohingegen das von Adolf Frank sich in der Schuhstraße, Ecke Stephanstraße, befand.

⁷ Johannes Schlott (1878-1953), Pastor an St. Katharinen, war in Braunschweig der führende Vertreter („Gauobmann“) der NS-treuen „Deutschen Christen“.

⁸ So noch heute – in Backstein gebrannt – zu lesen über den beiden Portalen des Schulgebäudes Leonhardstraße 12 (jetzt Außenstelle des inzwischen längst koedukativen Wilhelm-Gymnasiums).

⁹ Birgit Dankert, Elke Kasper: Korschunow, Irina. In: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums. 2. Aufl., hrsg. von Wilhelm Kühlmann, Bd. 6. Berlin, New York 2009, S. 655-656. – Artikel Irina Korschunow. In: Heinz Ludwig Arnold; Hermann Korte (Hrsg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. München 1978ff.

¹⁰ In das Matrikelbuch der Universität Göttingen wird sie noch 1949 als „staatenlos“ eingetragen. Die Sowjetunion hatte bald nach ihrer Gründung allen ins Exil geflohenen Russen die Staatsbürgerschaft entzogen. Nach deutschem Recht nahmen Frauen bei der Eheschließung die Nationalität ihres Mannes an; dies galt auch im Falle der Staatenlosigkeit und auch für die aus der Ehe hervorgehenden Kinder.

¹¹ Durch Anfrage beim Bundesarchiv, Abt. Deutsches Reich (Berlin-Lichterfelde). – Für die freundliche Mitteilung dieser von ihm ermittelten Tatsache danke ich Herrn Lotsch. Darüber hinaus bin ich ihm auch für die in diesem Aufsatz verzeichneten Korschunow-Daten, die sich nicht im Buchdruck oder Internet auffinden ließen, zu großem Dank verpflichtet. – Herrn Lotschs Initiative ist es außerdem zu verdanken, dass die Stadt Stendal zum 90. Geburtstag Irina Korschunows an ihrem Geburtshaus, Bismarckstraße 21, eine Gedenktafel hat anbringen lassen.

¹² Die Abiturprüfungen für Mädchen fanden 1944 reichsweit kurz vor Ostern statt. (Die Jungen wurden nach ihrem 18. Geburtstag bereits Monate vor dem Abitur – vom Gymnasium ohne Abschlussprüfung mit einem sog. „Reifezeugnis“ ausgestattet – zum Kriegsdienst eingezogen). Ostern fiel 1944 auf den 9./10. April.

¹³ Dies dürfte Irina Korschunow den Anstoß dazu gegeben haben, die Kindheit und Jugend der Protagonistin ihres Romans Malenka (1987) im Städtchen Pyritz (heute poln. Pyrzyce) anzusiedeln.

¹⁴ Siehe z.B. den Bericht des „Gandersheimer Kreisblatts“ vom 20.11.1987 über eine dortige Lesung Irina Korschunows aus Anlass ihrer Wahl zur Trägerin des Gandersheimer Roswitha-Ringes 1987.

¹⁵ Einrichtungen dieses Namens entstanden etwa gleichzeitig in vielen deutschen Städten im Kontext jener „Volksbildungs“-Bewegung, die, aus verschiedenen politischen Lagern gespeist, auch zur Gründung von „Volksbühnen“ und „Volkshochschulen“ führte.

¹⁶ 50 Jahre Literarische Vereinigung Braunschweig. Mit Beiträgen von Herbert Blume, Hans Gransow und Ute Jacob. Braunschweig 1991, S. 57-70.

¹⁷ Siehe dazu: Ute Jacob: Beim Blättern im Gästebuch. In: 50 Jahre (wie Anm. 16), S. 15-36.

¹⁸ Im Internet (www.dastelefonbuch.de) sind in Deutschland 121 Telefonteilnehmer mit Namen Rollwage verzeichnet. Verbreitungszentrum des Namens wie oben skizziert. Darüber hinaus dünne Streuung in ganz Deutschland. Nur ein einziger Telefonteilnehmer (in Württemberg) jedoch heißt Rollwage (Zugriff 1.11.2015).

¹⁹ Siehe oben, Anm. 12.

²⁰ Darauf deuten auch einige wenige andere Flüchtigkeiten wie Namen-Fehlschreibungen hin, z.B. einmal Leonhardstraße (190) gegenüber der sonst stets korrekten Schreibung Leonhardstraße (im Roman häufig).

²¹ So wie man z.B. bestimmte Romane Fontanes bisweilen als „Berlin-Romane“ bezeichnet.

²² Zur ersten Information über die genannten Romane siehe: Eberhard Rohse: Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. In: Renate Stauf, Cord-Friedrich Berghahn (Hrsg.): *Weltliteratur. Eine Braunschweiger Vorlesung*. Bielefeld 2004, S. 169-189; Hans-Ulrich Ludewig: Der Dichter als Historiker. Hermann Klenckes Romane als Quellen zur braunschweigischen Geschichte. In: Herbert Blume, Eberhard Rohse (Hrsg.): *Literatur in Braunschweig zwischen Vormärz und Gründerzeit*. Braunschweig 1993, S. 133-153; Gabriele Henkel: Braunschweig in Raabes Meister Autor oder Die Geschichten vom versunkenen Garten. Stadt-Paradigma und narrative Struktur. Ebenda, S. 277-295; Herbert Blume: Friedrich Huch, Schriftsteller. In: Reinhard Bein (Hrsg.) *Braunschweiger Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts*. Bd. 3. Braunschweig 2015, S. 98-103; Ingeborg Gerlach: Ehm Welk. Im Morgennebel. In: *Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 75 (1994), S. 191-208.

Braunschweigische Spuren in Wien: die österreichische Kaiserkrone – Reisebericht aus Wien –

Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel, Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig

Wer, wie ich, bei sonnig-warmem Wetter durch Wien spazierte, erblickte – über die Reitschulgasse gespannt – ein großes Transparent. Darauf wird für die Schatzkammer im Kunsthistorischen Museum geworben. Zu sehen war eine riesige Darstellung der österreichischen Kaiserkrone, einem besonders einprägsamen Symbol des Kaisertums. Dem Betrachter fällt beim Anblick des Prachtwerkes der kaiserlichen Hofwerkstätten in Prag sicherlich kaum ein Bezug zu Braunschweig ein. Dennoch gibt es ihn für den Kenner, und zwar deutlich sichtbar. Die österreichische Kaiserkrone, von der hier die Rede ist, trägt die Bezeichnung „Rudolfskrone“ und wurde 1602 in der kaiserlichen Hofwerkstatt in Prag geschaffen. (Abb.) Eine Inschrift belegt, dass Rudolf II., Römischer Kaiser, König von Ungarn und Böhmen die Krone anfertigen ließ. Es war seine Hauskrone und 1804 wurde sie Krone des neuen österreichischen Kaisertums. Als Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen proklamierte, krönte sich Kaiser Franz II., dessen Regierungszeit durch die Auseinandersetzung mit Napoleon gekennzeichnet war, im Gegenzug zum Kaiser von Österreich. Damit hatte er eine doppelte Kaiserwürde inne: die des Heiligen Römischen Reiches und die von Österreich. Es war dies zwar reichsrechtlich illegal, aber wen störte dies in den unruhigen und kriegischen Zeiten. Nachdem sich jedoch 1806 16 Reichfürsten im Rheinbund Napoleon angeschlossen hatten und aus dem Reich „austraten“, legte Franz II. die Kaiserwürde nieder und erklärte das Heilige Römische Reich für beendet!

Die österreichische Kaiserwürde behielt er bei und die „Rudolfskrone“ wurde deren Symbol und äußeres Zeichen. In Gold getriebene Reliefs verdeutlichen Ämter und Sendungen von Kaiser Rudolf II.: die Krönung zum König von Ungarn in Pressburg am 26. September 1572, zum König von Böhmen in Prag am 22. Januar 1575 und zum römisch-deutschen König in Regensburg am 1. November 1575 sowie Kaiser Rudolf als Retter des Abendlandes vor den Türken. Diese reich mit Edelsteinen, Perlen und Emailarbeiten geschmückte Krone war ein Werk des kaiserlichen Kammergoldschmiedes Jan Vermeyen. Auffallend ist der Abschluss der Krone im Scheitel des Bügels, wo man ein Kreuz über einer Weltkugel erwartet hätte. Tatsächlich aber ist über einem Kreuz mit Dreipassenden ein großer Saphir montiert. Was mag dazu geführt haben, die ursprüngliche Konzeption der Gestaltung zu ändern und einen einzelnen, wenn auch prägnanten Saphir, nachträglich zu montieren? Hier nun kommt der braunschweigische Herzog Heinrich Julius ins Spiel, der 1602 in Prag bei Kaiser Rudolf II. weilte. Es war sein zweiter Besuch am Kaiserhof, um in der Auseinandersetzung mit der Stadt Braunschweig die Unterstützung des Kaisers zu gewinnen. Daher zeigte sich der Herzog bei der kaiserlichen Audienz großzügig und übergab Rudolf II. ein Uhrwerk des Braunschweiger Uhrmachers Ulrich Heintze als Gastgeschenk. Dankbar nahm der Kaiser dieses wertvolle Geschenk an. Mehr noch schien er angezogen zu sein von einem ungewöhnlich großen und tiefblauen Saphir, den der braunschweigische Herzog

an einem Seidenband um den Hals trug. Wie der bayerische Agent am Kaiserhof, Wilhelm Bodenius, in einem Bericht am 22. September 1607 mitteilte, sei der Kaiser von diesem ungewöhnlichen Edelstein fasziniert gewesen, was man dem Herzog berichtete. Daraufhin habe Heinrich Julius dem Kaiser den Saphir, den er wohl als Talisman gegen alle Krankheiten des Körpers und der Seele trug, als weiteres Geschenk übereignet.

Der Saphir galt allgemein als Symbol für Beständigkeit und Treue. Damit dürfte in der Geste von Heinrich Julius zugleich eine politische Aussage zu sehen sein, galt es doch den Kaiser von der eigenen Zuverlässigkeit zu überzeugen und als Helfer gegen die „unbotmäßige Erb- und Landstadt Braunschweig“ zu gewinnen. Der Kaiser war sich ebenfalls der Bedeutung des Saphirs als Amulett bewusst, was ihn dazu veranlasste, ihn in die neu geschaffene Kaiserkrone einarbeiten zu lassen. Rudolf II. selbst führte die umgearbeitete Krone dem Herzog von Braunschweig vor, berichtet Bodenius.

Weitere Geschenke aus Braunschweig für Kaiser Rudolf II. sind nachgewiesen. Sie belegen, wie wichtig die Angelegenheit der Auseinandersetzung mit der Stadt Braunschweig damals für beide Seiten war, denn die Vertreter der Stadt hatten zeitgleich hohe Beamte am Hof in Prag bestochen, um sich Unterstützung gegen den Landesherrn zu sichern. Letztlich war Herzog Heinrich Julius erfolgreich. Er blieb ab 1607 bis zu seinem Tod in Prag im Dienste des Kaiserhauses und konnte als oberster Direktor des Geheimen Rates endlich auch in der großen Politik mitwirken. Heinrich Julius ließ sich auf dem Hradschin ein eigenes Braunschweig-Palais errichten (heute Palais Trautmannsdorf), um standesgemäß residieren zu können. Der blaue Saphir in der österreichischen Kaiserkrone von Rudolf II. aber ist bis heute das eindrucksvollste Zeugnis der engen persönlichen und politischen Beziehung des braunschweigischen Herzogs zum Kaiser in Prag, den er in der Auseinandersetzung mit seinem Bruder Matthias in Wien tatkräftig und erfolgreich unterstützte.

Abb.: Die „Rudolfskrone“, Foto von Gerd Biegel.

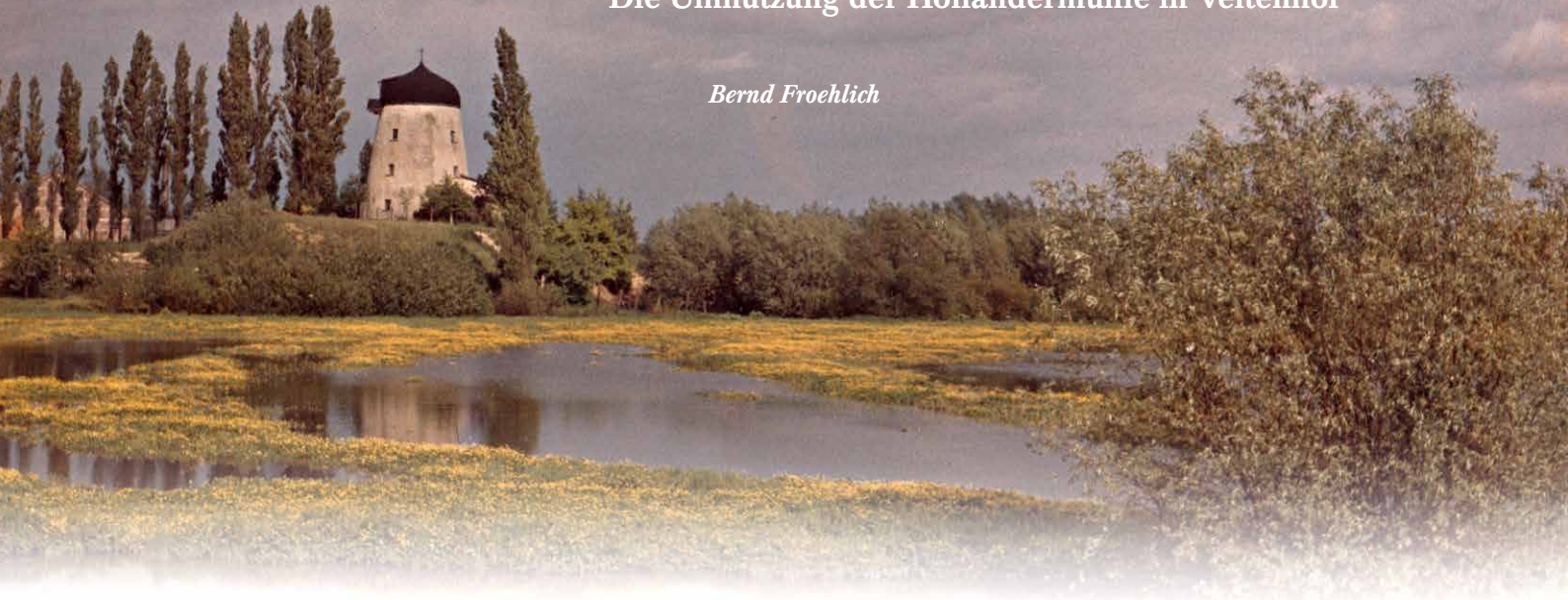


Die Mühlenkirche

– vom Mühlstein zum Abendmahl

Die Umnutzung der Holländermühle in Veltenhof

Bernd Froehlich



Der Ort

Das frühere Dorf Veltenhof ist heute ein Stadtteil von Braunschweig. Der Ort und die frühere Feldmark liegen zu einem großen Teil auf einer eiszeitlichen, dünenartigen Erhebung nördlich der Oker – mit einer an dieser Stelle teilweise mehrere hundert Meter breiten Flussaue. In diesem Gebiet mäanderte die Oker in den früheren Jahrhunderten sehr stark. Nach Ansicht einiger Historiker ist der Siedlungsplatz bereits um 500 n.C. entstanden. Zusätzlich gibt es Hinweise auf einen weiteren nahe gelegenen, ab ca. 800 n.C. entstandenen Ort Hanroth, der wahrscheinlich um 1400 wüst gefallen ist.

Veltenhof wurde erstmals 1007 als *Thelettunum* urkundlich erwähnt und dann 1031 als *Velittunum* in einer Weiheurkunde der Magnikirche in Braunschweig. Von dem Dorf blieb aber wegen der geringen Bodengüte nur ein Hof, der 1296 Vorwerk des Braunschweiger Waisenhauses BMV wurde. Ca. 450 Jahre später begann aber ein neues Kapitel in der Geschichte des Dorfes. Herzog Karl I. erhoffte sich durch den Anbau „neuer“ landwirtschaftlicher Produkte Impulse für die Wirtschaft und ließ gezielt Bauern aus der Pfalz anwerben – hauptsächlich zum Anbau von Tabak und Wein. Durch diese planmäßige (Binnen-)Migration kamen 1749 die ersten Pfälzer „Kolonisten“ in den „Alten Hof in Velten“ und entwickelten das frühere Vorwerk schrittweise zu einem stattlichen Dorf.

Der Anbau von Tabak, Wein und eventuell auch Maulbeerbäumen zur Seidenraupenzucht war nicht so ertragreich wie erhofft. Lediglich die Erfahrungen im Tabakanbau gewährten den „Einwanderern“ zu Beginn einen sehr bescheidenen Lebensstandard. Die Bauern stellten später aber fest, dass sich auf den sandigen Böden ihrer Feldmark hervorragend Spargel anbauen ließ. Diese Erfahrung und der weitere konsequente Ausbau des Spargelanbaus seit ca. 1850 führte in Veltenhof zu einigem Wohlstand, und machte infolge auch die Region auf den sandigen Böden nördlich der Lößgrenze

bei Braunschweig zu einem der größten Spargelanbaugebiete Deutschlands.

Die Mühle

1876, in den „Gründerjahren“ nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs errichtete August Witte auf der Sanddüne an der Oker in Veltenhof eine Holländermühle. (Abb. 1 und 2) Der Zeitpunkt schien (vordergründig) gut gewählt, hatte doch einige Jahre zuvor (1859) die benachbarte Wassermühle in Ölper, einst mit 14 Rädern die größte Wassermühle Norddeutschlands, den Betrieb aufgegeben.

Zunächst wurde die neue Mühle noch gut frequentiert, litt aber auch bald unter den allgemeinen negativen Rahmen-



bedingungen: Die noch größtenteils mittelalterlich organisierte Lohnmüllerei wurde im Zuge der allgemeinen Industrialisierung zunehmend durch die Handelsmüllerei verdrängt, die das Getreide nicht mehr (nur) für den Kunden, der das Getreide angeliefert hatte, mahlte, sondern Getreide aufkaufte und Mehl für den nach der Reichsgründung immens gewachsenen Markt produzierte. Die Gründerzeit war also auch die Zeit des Niedergangs vieler lokaler Mühlenstandorte, in der Region Braunschweig namentlich durch die bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf Dampfmaschinenbetrieb umgestellte Neustadtmühle und die zum Ende des 19. Jahrhunderts stark expandierende Rüniger Mühle.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war die Mühle in Veltenhof nur noch einmal für kurze Zeit in Betrieb – dann wurde der Betrieb nach gerade etwas mehr als 40 Jahren Betriebsdauer eingestellt.

Konfession und Migration in der Pfalz

Im Zuge der Reformation im frühen 16. Jahrhundert trat die Herrscherfamilie der Kurpfalz zum reformierten Glauben über, und damit wurde auch die Bevölkerung nach der damals herrschenden „Ordnung“ evangelisch-reformiert (s.a. Kasten: Wessen Gebiet, dessen Religion). 1690 – ca. 150 Jahre später – konvertierte das Adelshaus aber erneut und kehrte zum katholischen Glauben zurück. Große Teile der Untertanen wollten aber nicht der (neuen) Konfession des Landesherrn folgen und „reformierten Glaubens“ bleiben. Zu den konfessionellen Konflikten in der Pfalz kamen Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch wirtschaftliche Probleme – u.a. auch durch klimatisch bedingte Missernten. Verstärkt wurde diese Problemlage durch die politischen Querelen mit dem benachbarten Frankreich unter Ludwig XIV. nach dem Pfälzischen Erbfolgekrieg. Die Gesamtheit der negativen konfessionellen und polit-ökonomischen Rahmenbedingungen führte zu einem starken Migrationsdruck, und ab ca. Beginn des 18. Jahrhunderts erlebte die Pfalz mehrere Auswanderungswellen – sowohl nach „Großbritannien“, in anglo-amerikanische und andere überseeische Territorien als auch innerhalb „Deutschlands“.

Obwohl kein unmittelbarer Zwang auf die Protestanten ausgeübt wurde, dürften bei der (Binnen-) Migration aber wohl in der Mehrzahl der Fälle konfessionelle Gründe im Vordergrund gestanden haben – ähnlich wie bei den Hugenotten, den französischen Protestanten, die jedoch stärker drangsaliert wurden und ebenfalls in anderen Ländern bereitwillige Aufnahme fanden.

Die reformierte Gemeinde in Veltenhof

Die Kolonisten hatten aus der Pfalz ihr reformiertes Bekenntnis mitgebracht und hielten auch in der lutherischen Umgebung daran fest. Die Gemeinde hatte jedoch im Ort kein eigenes Kirchengebäude, und die Gemeindemitglieder mussten deshalb zum Gottesdienst in die ca. sechs Kilometer entfernte Bartholomäuskirche in Braunschweig. Dieses Gotteshaus hatte Herzog Anton Ulrich

Abb. 1 linke Seite oben:
Blick aus Südwesten:
Jährliche, teilweise mehrmals wiederkehrende Hochwasser führten in der Flussaue der Oker immer wieder zu Überschwemmungen. Auf der mittlerweile mit Bäumen bewachsenen „Düne“ über den überschwemmten Wiesen erhebt sich die umgenutzte Holländermühle (ca. 1960).
Quelle: Archiv Heidrun Weiß.



Abb. 2 linke Seite unten:
Die noch intakte Holländermühle um 1890. Quelle: Archiv Heidrun Weiß.

Abb. 3 rechte Seite unten:
Kirche nach dem Umbau von 1930 mit der alten Sakristei, um 1940. Quelle: Archiv Heidrun Weiß.



Abb. 4: Ein alter Mühlstein wurde 1938 zum Abendmahlstisch. Foto von Bernd Froehlich.



Abb. 5: Das Kreuz auf der Kappe der Mühlenkirche. Foto von Bernd Froehlich.

1708 der reformierten Gemeinde überlassen. Um 1900 suchte die Gemeinde aber nach einem näher gelegenen „Ort“ und begann, die Gottesdienste in der Schule abzuhalten. Diese Lösung war jedoch allenfalls ein zeitlich begrenzter Kompromiss, denn die Enge der Schulbänke förderte den Wunsch nach einer komfortableren Lösung. 1927 unterbreitete Pastor Eberhard Frielinghaus dem Presbyterium den Vorschlag, die leerstehende Mühle in Veltenhof anzukaufen, um sie „zu kirchlichen Zwecken“ zu verwenden.

Die Umnutzung

Bevor der Vorschlag des Mühlenankaufs in die Gemeinde getragen wurde, hatte bereits der Oberingenieur Karl Gerdesmann die Bausubstanz der Mühle untersucht und war

zu dem Ergebnis gekommen, die Kaufgelegenheit zu nutzen. Die Kaufverhandlungen und die Entscheidung zogen sich dann aber bis 1929 hin, allerdings mit einem für die Gemeinde positiven Nebeneffekt: Der Besitzer der Mühle, Leonhard Witte, hatte zwischenzeitlich seine Preisvorstellungen von ursprünglich 5.000 RM auf etwas mehr als die Hälfte gesenkt. 1930 begannen die Umbaumaßnahmen, und am 5. Oktober 1930, zum Erntedankfest, fand die „Einweihung der Kapelle in Veltenhof“ statt. (Abb. 3)

Gottesdiensträume der reformierten Kirchen zeichnen sich durch eine ausgesprochene Schlichtheit aus, und nach diesem Prinzip wurde auch die Mühle umgestaltet – nur mit Kanzel, Abendmahlstisch, Gestühl und einem Harmonium auf einer Empore. Im (heutigen) Abendmahlstisch liegt



jedoch eine spezifische Symbolik, ausgehend von der Predigt zur Einweihung, in dessen Mitte von Pastor Frielinghaus das Johanneswort „Ich bin das Brot des Lebens“ gestellt wurde: Die Platte des Tisches war einem Mühlstein nachempfunden. 1938 wurde die „provisorische“ Platte jedoch gegen einen echten, noch heute vorhandenen Mühlstein getauscht – und damit auch die gedankliche Verbindung der Wandlung vom Mühlstein zum Gabentisch Gottes physisch abgeschlossen. (Abb. 4)

Nach dem Zweiten Weltkrieg war der Ort erheblich gewachsen, und die Kirche wurde zu klein. 1971 wurde anstelle der alten Sakristei ein größerer Anbau errichtet, und die Kirche bekam zusätzlich einen Keller. Hierfür musste jedoch der ursprünglich direkt auf den Sandboden gesetzte Bau mit Pumpen etwas angehoben werden. 1988/89 erfolgte ein weiterer Ausbau. (Abb. 3 und 6)

Das Tempo der Integration

Wie und in welchen Zeit-Einheiten lässt sich Integration eigentlich messen – in Jahren, Jahrzehnten oder gar in Jahrhunderten? Für die ehemalige „Kolonie“ werden von mehreren Autoren ca. 200 Jahre angesetzt. Zum Festhalten an ihrer heimischen Kultur und Sprache und zu ihrem reformierten Glaubensbekenntnis kam aber auch noch ein geografischer Aspekt – eine inselartige Abseitslage des Dorfes. Die schrittweise Integration begann in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Bodenreform, der Separation, und führte über handwerkliche Arbeitsverhältnisse in der Stadt und der Ansiedlung einer Konservenfabrik in das 20. Jahrhundert. Vor dem Zweiten Weltkrieg stellten der Bau des Mittellandkanals mit dem Hafen und die Eingemeindung nach Braunschweig wichtige Schritte der Integration dar. Ihren



Abschluss fand die Integration mit dem Bau größerer Wohngebiete nach dem Krieg.

Die Mühlenkirche besteht nun seit über 80 Jahren und ist für die Gemeinde zu einem wesentlichen Identifikationsfaktor geworden, und die Aufmerksamkeit, die diesem „exotischen“ Kirchengebäude auch von Außen entgegen gebracht wird, erfüllt die Gemeindemitglieder auch mit Stolz – und irgendwie ist die Mühlenkirche darüber zum Wahrzeichen des Ortes geworden, das sich auch im neuen Wappen niedergeschlagen hat: Ein pfälzischer Löwe trägt die Mühlenkirche.

Bemerkenswert ist wohl auch, dass auch viele lutherische Gemeindemitglieder die Mühlenkirche als ihre Kirche betrachten. (Abb. 7)

Abb. 7 rechte Seite oben:
Der Kirchen-Innenraum heute.
Foto von Bernd Froehlich.

Abb. 6 linke Seite unten:
Nahaufnahme der Mühlenkirche aus nördlicher Richtung mit dem (neuen) Eingang zum Gottesdienstraum: Zur Mühlenkirche geht's „bergan“. Durch Neubauten ist die Sicht von der alten Dorfstraße, der heutigen Pfälzer Straße, auf die Mühlenkirche jedoch eingeschränkt. Foto von Bernd Froehlich.

Wessen Gebiet, dessen Religion

Bis zum Beginn der Frühen Neuzeit war das katholische Christentum in Europa quasi Staatsreligion und religiöse Abweichungen innerhalb der Kirche wurden im deutschen Reichsgebiet nach dem Reichsrecht verfolgt. Im Zuge der Reformation wurden nach 1517 viele Regionen – hauptsächlich in Mitteleuropa – protestantisch. Damit zerbrach die religiöse Einheit des Reiches.

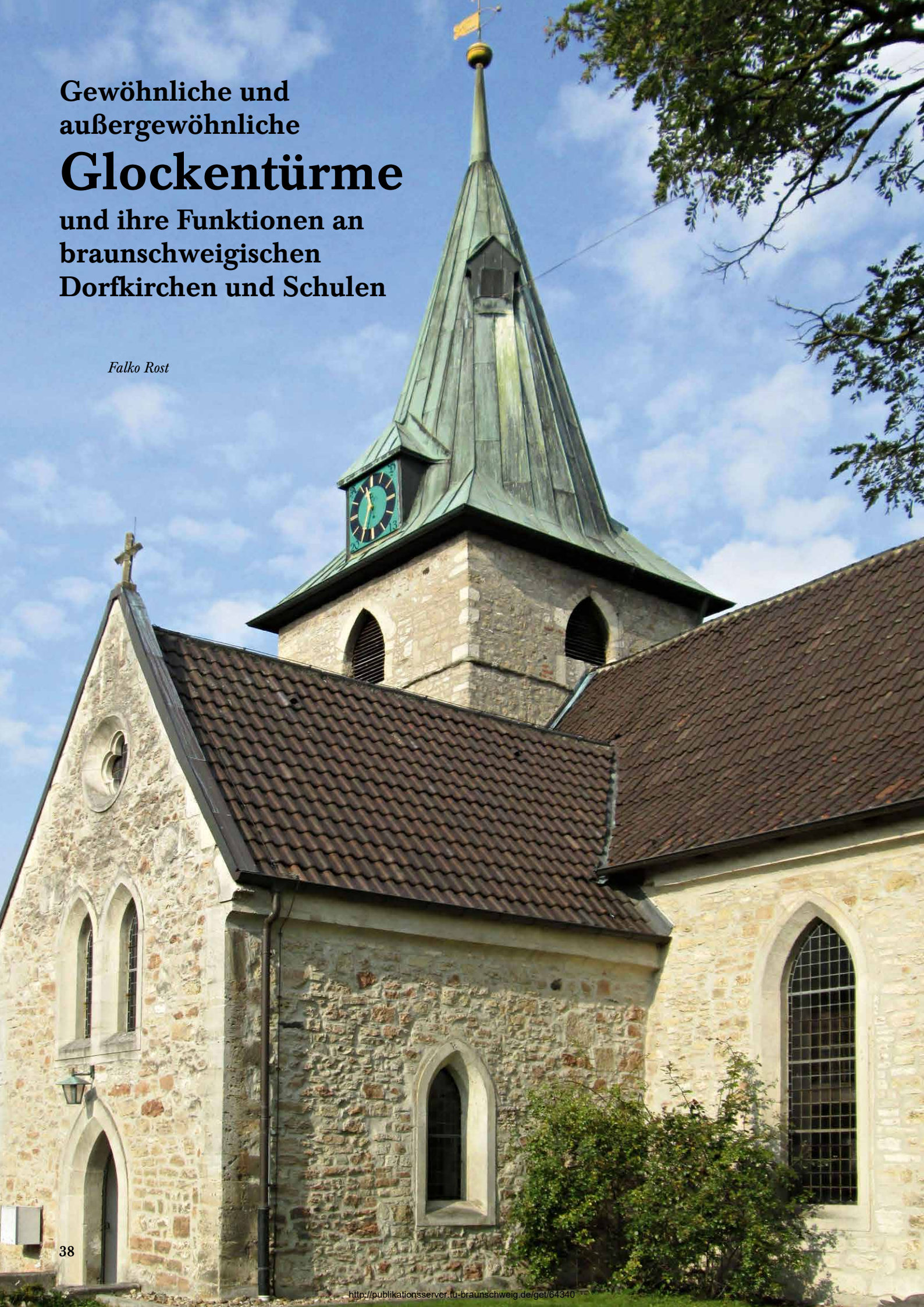
Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde durch den Passauer Vertrag von 1552 und den Augsburger Religionsfrieden von 1555 die obrigkeitliche Bestimmung und Beaufsichtigung der Religion zwar nicht abgeschafft, sondern auf die Ebene der Territorien verlagert – nach dem Rechtssatz: Wessen Gebiet, dessen Religion. Im Volksmund hieß es dann auch: Wes der Fürst, des der Glaub. Die lateinische Form „Cuius regio, eius religio“ wurde 1612 vom Greifswalder Rechtsprofessor Joachim Stephani geprägt.

In den damaligen, fast unzähligen deutschen (Klein-)Staaten gab es also weiterhin eine obrigkeitlich durchgesetzte Religion; die Regelung galt im Sinne des Augsburger Religionsfriedens aber zunächst nur für Katholiken und Lutheraner. Erst der Westfälische Friede von 1648 bezog dann auch die reformierte Konfession ein.

Aus dem Augsburger Religionsfrieden stammt aber nicht nur der Rechtssatz *Cuius regio, eius religio*, sondern auch das *Ius emigrandi*, das Recht der Untertanen auf Auswanderung in Begleitung ihrer Familie und Mitnahme ihres Eigentums, falls sie der Konfession des Landesherrn nicht folgen wollten. Allerdings mussten für eine Auswanderung aus Glaubensgründen alle herrschaftlichen Verbindlichkeiten abgelöst werden und gegebenenfalls mussten sich die Untertanen aus der Leibeigenschaft freikaufen.

Gewöhnliche und
außergewöhnliche
Glockentürme
und ihre Funktionen an
braunschweigischen
Dorfkirchen und Schulen

Falko Rost



Seit etwa dem sechsten Jahrhundert (Jh.) hat es in christlichen Kirchen Glocken als Symbol der Verkündigung gegeben. Die Glockenstühle waren seit etwa dem zehnten Jh. zuerst in Großkirchen in Türmen angeordnet, in Dorfkirchen auch seit der Zeit der Kirchengründungen im 12./13. Jh., Glocken riefen die Gemeinden nicht nur zum Gottesdienst, darüber hinaus auch z. B. zu kirchlichen Amtshandlungen wie Taufen, Hochzeiten und Bestattungen. Solange es noch keine weit reichenden Nachrichtensysteme gab, läutete man die Glocken auch in Zeiten der Gefahr und bei besonderen weltlichen Anlässen.¹

Seit der Zeit der Kirchengründungen entwickelten sich im Braunschweiger Land bei bedeutenden Dorfkirchen landschaftstypische Ausprägungen von Glockentürmen. Außer als Glockenträger ergaben sich bei „gewöhnlichen“ Türmen noch andere Funktionen. Bei unbedeutenderen kirchlichen Gebäuden kann man auch „außergewöhnliche“ Glockentürme oder -träger beobachten. Beide Arten sind zum Teil noch ursprünglich erhalten und prägen bis heute die Landschaft. Eine Übersicht dieser Türme mit der Erklärung ihrer Funktionen soll diese Arbeit unter Verwendung der Fachliteratur bieten.²

1. Gewöhnliche Glockentürme

1.1 Glockentürme im Mittelalter

Massive turmlose Kirchen gab es bereits in der ersten Hälfte des 12. Jh. Ein mit 1133 datiertes Beispiel ist die Filiationkirche (Kirche mit allen kirchlichen Rechten, einer Pfarrkirche zugeordnet) Hahndorf. (Klettke) (Abb. 1) Vergleichbare Gebäude blieben, wie Hahndorf entweder turmlos oder es wurden noch im Mittelalter wie in Hondelage und Sottmar Türme angebaut. Die in der zweiten Hälfte des 12. Jh. erbauten Kirchen erhielten von Anfang an Westtürme. In erster Linie betraf das die Archidiakonatskirchen (Pfarrkirchen mit kirchlichem Aufsichtsbezirk), bald aber auch normale Pfarr- und Filiationkirchen. Als Archidiakonatskirchen werden hier genannt: im Bistum Hildesheim (westlich der Oker) die seit 1873 nicht mehr genutzte Kirche Astfeld, Barum, Ostharingen und Ringelheim (Abb. 2), im Bistum Halberstadt (östlich der Oker) Lucklum und Schöppenstedt. (BuK Bd. 2) Die älteren querrrechteckigen und späteren quadratischen Türme hatten Schallöffnungen oberhalb des Dachfirstes des Schiffes. Sie waren versehen mit Sattel- oder Zeltdach, es gab oft drei Geschossdecken und Lichtschlitze in den Untergeschossen. Während des gesamten Mittelalters prägte der Westturm das Erscheinungsbild der norddeutschen Kirchen, so auch das der Kirchen des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel.

Gemeinsam hatten die Westtürme, die bis zum Ende des Mittelalters keine Außeneingänge hatten, das überdeckte Erdgeschoss. Zunächst flach gedeckt wie in Barum, Ringelheim, St. Georg Gandersheim und Groß Flöthe sowie seit 1200 auch eingewölbt wie in Ampleben, Dettum, Lucklum, St. Stephanus und St. Marien Schöppenstedt, Groß Vahlberg und Watzum. (Abb. 3) (BuK, Bd. 3) Die Funktion der zum Schiff seit dem 12. Jh. mit einem oder mehreren Rundbögen, im 14./15. Jh. oft mit einzelnen größeren Spitzbögen, geöffneten Erdgeschossen, ist noch nicht erforscht. Weiterhin führten Treppen in die Obergeschosse des Turmes und den Dachboden des Schiffes; im obersten Geschoss waren stets die Glockenträger. Dass es bereits im 12. Jh. in Dorfkirchen Glocken gab, beweisen die noch vorhandenen³ in Wolperode, Glentorf, Wetzleben, Lutter/Bbg., aus dem 13. Jh. in Opperhausen, Lelm, St. Marien Schöppenstedt und Salzdahlum. Glocken aus dem 14. Jh. gibt es noch in Hachenhausen, Achim, Büddenstedt, Volkmarode (Abb. 4), Wendhausen, Warle, Bornhausen, Rüningen, Groß Twülpstedt, Nordsteimke, Velpke und Volzum. (Waack)

Rätselhaft sind die seltenen „Emporenkirchtürme“. Hier gab es in den Archidiakonatskirchen Astfeld (Abb. 5), Barum, Lucklum und St. Stephanus Schöppenstedt, aber auch in der Pfarrkirche Groß Flöthe (Klettke; BuK, Bd. 3) Räume über dem Erdgeschoss. Sie hatten eine oder mehrere Öffnungen zum Schiff und vielleicht die Funktion von Logen des stets geistlichen Patronatsherren oder von Versammlungsräumen der Archidiakonatspfarrer.

1.2 Glockentürme im 16./17. Jh.

Im 16. Jh., der Stilepoche der Renaissance, errichtete man Dorfkirchen nach den Bedürfnissen der 1568 erfolgten Reformation; im Gebiet um Holzminden um 1600 die nur hier verwendeten ähnlichen Entwürfe in Bevern, Golmbach und Ottenstein. (16. Jh.) Ihre Westtürme mit quadratischem Grundriss hatten etwa das Aussehen der mittelalterlichen Türme und hauptsächlich die Funktion als Glockenträger. Anders war es bei der 1614 bis 1619 errichteten Kirche Gebhardshagen. Man plante sie, wenn auch in verkleinertem Maßstab, vermutlich nach dem Vorbild der ab 1608 gebauten Hauptkirche BMV in Wolfenbüttel. Der in den Grundriss eingestellte Turm mit hohem Pyramidendach hatte neue, weiter gehende Funktionen. Der Westeingang diente wohl der Erschließung der Grablege der Fürstlichen Amtsmänner im Erdgeschoss und der Amts-

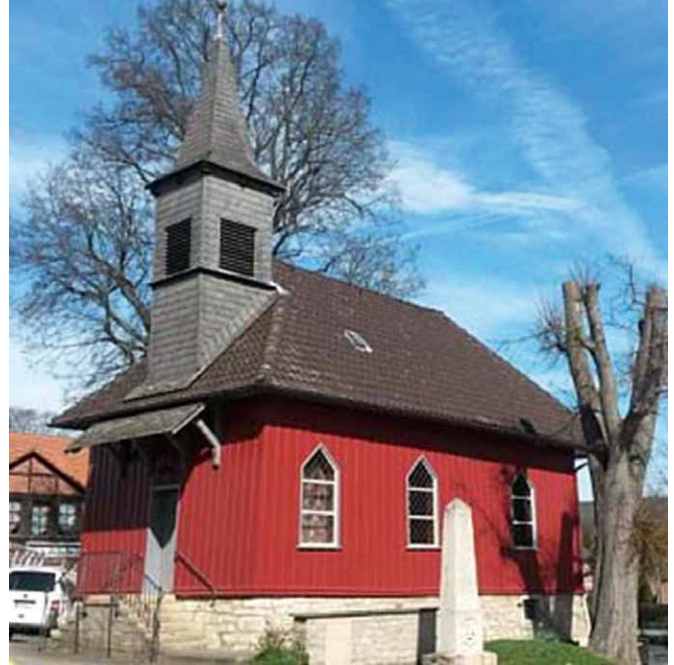
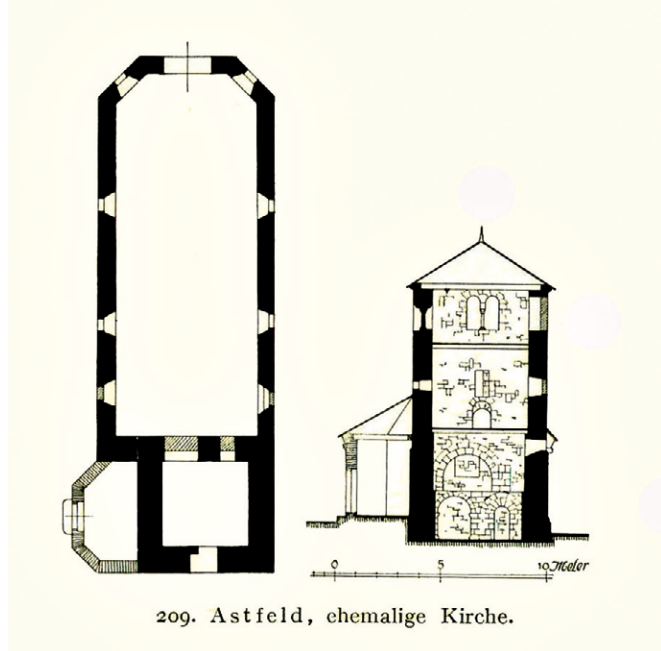


Abb. 1 rechte Seite oben:
Kirche Hahndorf, Ansicht
Nordwest, um 2000.

Abb. 2 rechte Seite mitte:
Kirche Ringelheim, Ansicht
Südost, um 2000.

Abb. 3 rechte Seite unten:
Kirche Watzum, Ansicht
Südwest, 2016.

Abb. 4 linke Seite:
Kirche Volkmarode, Ansicht
Südost, 2015.



prieche mit Bogenöffnung zum Schiff im Raum darüber. Charakteristisch für Normalkirchen der Renaissance war jedoch die spätmittelalterliche, für die Gottesdienste der Reformation geeignete Form des „Saalbaues“ mit Verschmelzung von Schiff und Chor und geradem oder vieleckigem Schluss. Diese Kirchen hatten im Westbereich einen hölzernen Dachreiter zur Aufnahme der Glocken. Nur durch den Merian-Stich von 1654 lässt sich der Dachreiter für die Frühzeit der 1592 bis 1594 gebauten Kirche Ölber am weißen Wege (Abb. 6) belegen. Vermuten kann man für die Bauzeit die später vorhandenen Dachreiter bei vergleichbaren Gebäuden, so bei der 1614 erbauten, 1942 zerstörten Kapelle Nordassel (ohne regelmäßigen Gottesdienst und kirchliche Rechte, einer Kirche eingepfarrt).

Zu den „Saalbauten“ gehören die vielen, zum Beispiel im Gebiet um Gandersheim vorhandenen Kapellen (Renner, Klettke), die oft aus dem Mittelalter stammen, jedoch im 17. Jh. zeitgemäß ausgebaut wurden. Die ursprünglich weltlichen Gebäude, späteren Kapellen Ackenhausen, Bartshausen, Bentierode (Glocke 1550) und Haieshausen (Glocke 15. Jh.) hatten alle geraden Schluss und erst im 19. Jh. einen Dachreiter bekommen. Zuvor waren die Glocken in der Dachkonstruktion oder am Dach angeordnet. Die 1618 wieder aufgebaute Kapelle Hachenhausen (Glocke 14. Jh.) hat einen 5/8 Chorschluss und den wohl aus dem 18. Jh. stammenden Dachreiter. 1630 richtete der Gutsherr die Kapelle Helmscherode mit dem 3/8 Schluss her, die Glocke von 1659 hing in einem Kragarm vor dem Westgiebel. Der Dachreiter stammt wohl von 1846. Zu erwähnen ist die um 1700 erneuerte Kapelle Wrescherode (Glocke 15. Jh.) mit 3/8 Schluss (Abb. 7). Die Glocke hing bis zum Bau des Dachreiters 1870 unter dem Schutzdach Ost.

Schon Anfang des 17. Jh. stellte sich bei örtlichen Rittergutsbesitzern, die nicht unbedingt auch Patrone waren, das Bedürfnis nach oberirdischen Gräbern in Kirchtürmen ein. Gewölbte Erdgeschosse in mittelalterlichen Türmen bekamen in größerer Zahl die Funktion von Gräbern. Sie konnten für viele Generationen genutzt und nach jeder Bestattung wieder vermauert werden. Noch heute sind einige dieser Gräber vorhanden (BuK, Bd. 3), so in den Kirchen St. Marien Schöppenstedt, Groß Vahlberg und Watzum.

1.3 Glockentürme im 18. Jh.

Zu Beginn des 18. Jh. setzte sich auch für Dorfkirchen das Konzept der zentrierten Predigtkirchen durch, besonders im Gebiet von Blankenburg. Die neuen Fachwerkbauten hatten allgemein einen Dachreiter als Glockenträger, später ordnete man die Glocken in separaten, nicht mit der Kirche verbundenen Glockentürmen an. Beispiele sind Hohegeiß, Braunlage und Stiege. (Abb. 8) (Korb-Katalog) Ebenfalls im Blankenburger Gebiet wurden in den ersten Jahrzehnten des



Abb. 5 oben links: Kirche Astfeld, Grundriss und Innenansicht Turm Ost, aus: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig (BuK), Bd. 5, S. 360.

Abb. 6 unten links: Kirche Oelber, Ansicht Südwest, um 2000.

Abb. 7 oben rechts: Kirche Wrescherode, Ansicht Südwest, um 2010.

18. Jh. neuartige und großzügige massive Kirchen erbaut, bei denen die Westtürme hauptsächlich die Funktion der Glockenträger hatten. Sie hatten, falls nicht ältere kleinere Türme wieder verwendet wurden, barocke Dachkonstruktionen aus geschweifelter Haube, Laterne und Spitze. Beispiele sind Heimbürg, Timmenrode, Hüttenrode und Wieda (nach Plan 1753). (Korb-Katalog; BuK, Bd. 6)

Im Laufe des 17./18. Jh. und vereinzelt früher erhielten die Glockentürme neue Funktionen als Träger von Turmuhren und Bekrönungen mit Wetterfahnen sowie für die Gemeinden wichtigen Symbolen.

Turmuhren⁴ hatten vor allem Nutzen für den Tagesablauf der Bevölkerung und wurden meist von den politischen Gemeinden erhalten. Zunächst nur als Schlaguhren bekannt, bekamen sie später im oberen Turmbereich Zifferblätter mit Zeigern. Nach dem Dreißigjährigen Krieg gab es Kirchturmuhren in den hier behandelten Dörfern (Hoffmann, Corpora). In Ahlum ist eine Uhr von 1639 bekannt, in Volkmarode von 1669 (diese 1731 an Weddel abgegeben), in Bevenrode von 1699. In den um 1750 erstellten Corpora bonorum sind in allen bedeutenderen Kirchen Uhren vorhanden, z. T. mit dem Hinweis auf ältere Uhrwerke.

Kirchen waren Wahrzeichen und Ausdruck des Selbstverständnisses der Gemeinden. Auf den weithin sichtbaren Turmspitzen übernahmen die Bekrönungen nicht nur praktische Funktionen wie die Windanzeige. Sie waren durch die Dokumentenkapseln in den Kugeln auch Erinnerungs- und im oberen Bereich Symbolträger der Gemeinden⁵.

Die normalen Bekrönungen bestanden aus dem Schaft, an dem unten die Hohlkugel, mittig die Wetterfahne mit Jahreszahl und/oder Symbol und oben oft ein weiteres Symbol wie Kreuz, Stern oder Krone angeordnet waren.

Ältere Bekrönungen sind bekannt in Harderode (BuK, Bd. 4) von 1519, Lutter/Bbg. (BuK, Bd. 5) von 1551, Ohrum (KPH) von 1575, Schlewecke/Seesen von 1584 und Wenzen von 1617. Zum Ende des 18. Jh. kann man von Turmbekrönungen auf fast jedem Kirchturm ausgehen. Etwa die Hälfte der Bekrönungen verfügte, soweit Informationen vorliegen (BuK, Bde. 2-6; KPH), über Wetterfahnen mit der Jahreszahl des Neu- bzw. Umbaus. Von diesen mindestens die Hälfte über Symbole in oder über der Wetterfahne. Art und Verwendung der Symbole waren sehr unterschiedlich. So gab es im Goslarer Gebiet, das seit 1643 nicht mehr zum Fürstentum gehörte, nur weltliche Symbole. Im Holzmindener Gebiet fast nur christliche, meist Hahn und Kreuz, im Gebiet Braunschweig und Wolfenbüttel sowie Gandersheim je zur Hälfte christliche (Lamm mit Siegesfahne, Kreuz, St. Georg, Sonne) und weltliche. Im Gebiet um Blankenburg jedoch gab es in fast allen Wetterfahnen das sprengende Pferd aus dem Landeswappen.

Im letzten Viertel des 18. Jh. führte die Bevölkerungsver-



Abb. 8: Kirche Stiege, Ansicht Nordost mit separatem Glockenturm, ca. 2010.

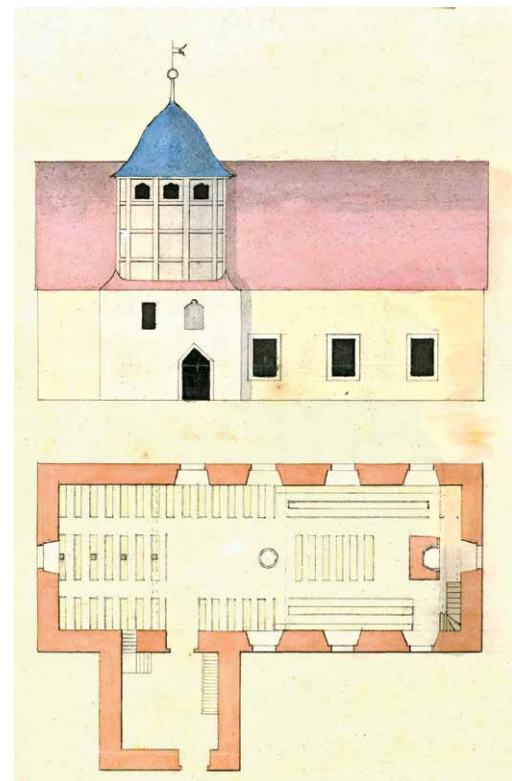
mehrung zum Platzmangel in Kirchen. Zur Behebung konnte man ohne große bauliche Änderung und wo die Bogenöffnung zwischen Schiff und Turm das ermöglichte, Bänke im Erdgeschoss des Turmes aufstellen. Beispiele für diese neue Turmfunktion sind die Kirchen in Dettum, Hondelage, Lauingen, Lelm und Veltheim/Ohe (LAW, Bauakten). Es kam einerseits, wo alte Bausubstanz nicht verwendbar war, unter Sparzwang zu schlichten Neubauten (Rauterberg) mit Westeingang und Dachreiter als Glockenturm. Beispiele sind: Hohenbüchen 1774, Grasleben 1781, Hahausen 1794, Salzgitter-Drütte 1799 (hier Uhrgaube im Westwalm) und Rábke 1799-1801 (Quadrat mit Zeltdach und großem Mittel-turm). (Abb. 9) Andererseits auch, wo vorhandene mittelalterliche Gebäude durch Umbauten vergrößert werden konnten, aufwändigere Kirchen mit wenigen Stilelementen des frühen Klassizismus (Rauterberg), bei denen überwiegend die Türme beibehalten wurden. Eine neue Turmfunktion ergab sich bei der Kirche Cramme 1794. Zusätzlich zu den Schiffsportalen versah man dort das Turm-Erdgeschoss mit einem Eingang. In Salzgitter-Hallendorf 1799-1802 führte das Portal durch den Turm, der dadurch zur Eingangshalle wurde. Bei der neuartigen Einrichtung dieser Kirchen ordnete man die Orgel auf der Westempore an, für die Bälgenkammer wurde jedoch das erste Obergeschoss des Turmes verwendet.

1.4 Glockentürme im 20. Jh.

Die mittlere und späte Stilepoche des Klassizismus dauerte etwa von 1803 bis um 1850, in ihr gab es an relativ vielen Kirchen Umbauten bzw. Neubauten. Nach Umbau der mittelalterlichen Bausubstanz führte in Dettum 1805 und Hordorf 1809 der Eingang durch den Westturm, die Schiffsportale mit ihren Vorhallen gab man auf. Neue Schiffe mit Beibehaltung der mittelalterlichen Türme, die ein Westportal erhielten, gab es z. B. in Lobmachtersen 1822-1824, Süplingen 1822-1824 und Schlewecke/Seesen 1835-1837. Völlige Neubauten mit Portal im Westturm wurden errichtet z. B. in Lamme 1822-1824 (dort Westportal im Giebel unter großem Dachreiter), Groß Dahlum 1811-1813, Ölper 1840

Abb. 9: Kirche Rábke, Ansicht Nordwest, 2015.





und Bornhausen 1840 (dort aufwändiger Westriegel). Einen neuen massiven Turm im Rundbogenstil mit Westportal erhielt 1846 die mittelalterliche Kirche in Ahlshausen. (Abb. 10) Die Funktionen aller neuartigen Türme waren ab dieser Zeit: die westliche Eingangshalle, meist das Treppenhaus, Standort für Bälgen- und Uhrkammer, Glocken- und Uhrträger sowie Träger der Turmbekrönung.

Seit 1863 und bis 1918 wurden Kirchengebäude historistisch gebaut, gemäß den vom Konsistorium verfüigten „Grundsätzen beim Bau evangelischer Kirchen“ (Renner, dort auch Text). Man verblieb dort bei der bewährten Anordnung der Westtürme mit Eingangshalle, die zuvor beschriebenen Turmfunktionen änderten sich nicht. Der Baustil war neoromanisch, wie in Lauingen 1875, oder neugotisch, wie in Groß Steinum 1885. Das Ende des Staatskirchenwesens 1918 bedeutete gleichzeitig das Ende des historistischen Stiles und der herkömmlichen Kirchenarchitektur.

2. Außergewöhnliche Glockentürme

2.1 Glockentürme an Kirchen

Hier handelt es sich um Glockentürme an Kirchen, deren ursprüngliche Türme nicht bekannt sind oder die wohl turmlos waren. Spätere Türme wurden aus besonderen Gründen auf Anbauten der Kirchen errichtet und ersparten so die Erdgeschosse. Hier werden die Beispiele Groß Twülpstedt, Sunstedt und Klein Schöppenstedt besprochen.

Die Pfarrkirche in Groß Twülpstedt hatte bis 1769⁶ die überwölbten mittelalterlichen Bauteile: dreijochiges Schiff, Chor und wahrscheinlich südliche Vorhalle oder Leichenhaus. Mittelalterliche Dorfkirchen mit ursprünglichem Südturm sind in der Region nicht üblich. Augenscheinlich noch im Mittelalter oder wenig später (BuK, Bd. 1) errichtete man unter Einbeziehung des Leichenhauses den massiven, hohen

Turm mit Spitzdach. Das westliche Gewölbejoch, nur in halber Breite gegenüber den zwei östlichen angeordnet, einschließend des damaligen Westgiebels, ragte etwa 2,30 m über die westliche Mauer des Turmes hinaus. Die westliche Verlängerung des Schiffes um etwa 4,30 m erfolgte erst 1771, größere Umbauten 1913⁷. (Abb. 11) Die eigenartige Anordnung des schmalen Westjoches lässt die Möglichkeit eines früheren Turmes ähnlich einem Dachreiter über den Gurtbögen des Joches zu. Die Kombination des Turmes mit der südlichen Vorhalle besitzt somit die Funktionen: Vorhalle des Schiffes zugleich Aufbewahrungsort der Bestattungsgeräte, Treppe zur Empore, Glocken-, Uhren- und Bekrönungsträger.

Die Filialkirche (der Stiftskirche Königslutter) Sunstedt war bis zu ihrem Abbruch um 1880 das bescheidene Abbild der Situation der Pfarrkirche Groß Twülpstedt. Das Gebäude bestand 1756⁸ aus den massiven mittelalterlichen Bauteilen: Schiff mit Bogen zum Chor und darüber massivem Giebel, dem eingerückten, ursprünglich überwölbten Chor mit niedrigerem Dach und der südlichen Vorhalle oder Leichenhaus. Offenbar erst in der Barockzeit hatte man dem Leichenhaus den zehneckigen Fachwerkturm mit achteckiger geschweiften Haube aufgesetzt. Dessen Traufe lag unterhalb der Firsthöhe des Schiffes. Im Turm befanden sich zwei kleine Glocken und eine Uhr. 1810 erfolgte eine Reparaturplanung, die die Entfernung des Chorbogens und die Erweiterung des Schiffes um den früheren Chor in gleicher Flucht vorsah. Nach dem in ähnlicher Form erfolgten Umbau etwa 1813 (Abb. 12) hatte die Kombination Turm/Vorhalle die gleichen Funktionen wie in Groß Twülpstedt.

Die im Ursprung romanische Filialkirche (des Klosters Ridagshausen) Klein Schöppenstedt besitzt als einzige bekannte Kirche der Region einen Ostturm dieser besonderen Art. Wie erst 2004 bei der Fassadensanierung entdeckt, hatte

man den Turm auf den vorhandenen Chor aufgesetzt⁹. Die 1231 vorhandene, vermutliche Pfarrkirche hatte die massiven romanischen Bauteile: gedrungenes Schiff mit Chorbogen und Ostgiebel und eingerückter, quadratischer Chor mit Apsis. Zu dieser Zeit hatte das Kloster Riddagshausen die Kirche übernommen und erst 1317 vom Archidiaconat Atzum ausgelöst. Die seitherige Kapelle wurde für die Beschäftigten der mit dem gesamten Grundbesitz des Dorfes ausgestatteten Grangie (Klosterhof) genutzt. Die Grangie hatte man 1331 wieder in Bauernhöfe umgewandelt. In den etwa hundert Jahren ohne Gemeindeverband wird das Kloster kaum Baulichkeiten an seiner Kapelle vorgenommen haben. Der wie angenommen romanische Turm (BuK, Bd. 2) kann noch bis 1231 auf den Chor gesetzt, das Schiff nach 1331 Richtung Westen verlängert worden sein. Eine aus dem späten Mittelalter stammende Glocke war um 1900, eine Schlaguhr 1749 vorhanden. Die Giebel des Schiffes und des niedrigeren Chores fanden Verwendung in den Turmwänden. 1776 entfernte man den massiven Chorbogen und ersetzte die Turmwestwand durch eine Fachwerkkonstruktion, 1805 wurde die Apsis abgebrochen. Eine Turmbekrönung mit Wetterfahne erhielt die Kirche um 1963. In dieser Form stellt sich das Gebäude mit dem Ostturm und der Funktion des unteren Chorbereiches heute dar (Abb. 13).



Abb. 10 linke Seite links:
Kirche Ahlshausen, Ansicht West, ca. 2000.

Abb. 11 linke Seite mitte:
Kirche Groß Twülpstedt, Ansicht Süd, 2015.

Abb. 12 linke Seite rechts:
Kirche Sunstedt, Grundriss und Ansicht Süd, 1810, aus: LAW, OA Sunstedt 18.

Abb. 13 rechte Seite oben:
Kirche Klein Schöppenstedt, Ansicht Südost, 2004.

Abb. 14 rechte Seite unten:
Ehemalige Schule Querenhorst, Hofansicht, 2015.

2.2 Glockentürme an Schulen

Schulen, in denen mangels örtlicher Kirchen Lesegottesdienste und Betstunden vom Schulmeister gehalten wurden, gibt es in mehreren Gegenden des hier behandelten Gebietes. Besonders häufig sind diese, meist im 18. Jh. erbauten Schulen in den eingepfarrten kleinen Gemeinden im Nordkreis Helmstedt. Dort hatte sich etwa seit Mitte des 19. Jh. auch das Bedürfnis eingebürgert, die Gebäude zwecks Kirchenähnlichkeit mit einem Glockenturm auszustatten. Schulen mit Glockentürmen hatten sich bis zum Ende der Schulaufsicht des Konsistoriums 1918 zu größeren Gebäuden mit mehreren Funktionen entwickelt. Das hing mit dem gestiegenen Stellenwert der Schulbildung zusammen. Die Beispiele Querenhorst und Rühren werden hier behandelt.

In Querenhorst, nach Rickensdorf eingepfarrt, hatte es wohl schon 1722 eine primitive Schule gegeben, wie üblich nur erdgeschossig, mit Wohn- und Stallteil unter einem Dach¹⁰. Ein ähnlicher Neubau fand um 1832 statt, mit eigener Schulstube und separater Scheune mit Stallung. Es gab einen vom Schulgebäude isolierten Turm mit der vom Schulmeister zu den Betstunden zu läutenden Glocke. 1872 konnte das Schulhaus Richtung Straße in überkommener Art erweitert und mit dem Dachreiter samt Glocke in der offenen Laterne und der Bekrönung versehen werden. Die Uhr mit Zifferblatt ist seit 1873 bekannt. Das jetzt private, unter Denkmalschutz stehende Gebäude (Abb. 14) bietet noch etwa die Ansicht von 1873. Der relativ komfortable Schulbau seit 1832 ist wohl so zu erklären, dass Querenhorst 1823 der eigene Friedhof, 1839 die Leichenpredigten und Taufen im Schulraum durch den Pfarrer in Rickensdorf zugestanden waren.



Die 1749 vorhandene Schule der nach Vorsfelde eingepfarrten Gemeinde Rühren (Corpus bonorum Vorsfelde) war ein damals übliches erdgeschossiges Fachwerkhaus mit Wohn- und Stallteil unter einem Dach, ohne besondere Schulstube¹¹. Sie hatte jedoch „eine ziemlich große Glocke in einem dazu besonders errichteten Turm“, die der Schulmeister zur Betstunde zu läuten hatte. Das 1847 errichtete ähnliche Gebäude mit eigener Schulstube ist wohl 1861 verlängert worden. Als das Forstdienstgebäude 1875 erweitert werden sollte, stand der Turm im Weg und sollte abgebrochen werden. Die baupflichtige Gemeinde nahm einen Neubau des Schulhauses mit Turm in Aussicht, nach dem Vorbild der Schule Reislingen von 1875. Zu dieser Zeit baute man nach Vorgabe der Herzoglichen Baudirektion einheitliche massive Dorfschulen, die aus dem zweigeschossigen Lehrerwohnhaus und dem unter 90° anschließenden erdgeschossigen Klassenraum bestanden. In den eingepfarrten Gemeinden stand der gewünschte Turm im Winkel der Gebäude- teile. Er hatte außer den Funktionen des Glocken-, Uhr- und Bekrönungsträgers die der Eingangs- halle für Wohn- und Klassenteil. Eine solche „Turmschule“ wurde 1878/79 in Rühren erbaut, ganz ähnlich dem Gebäude in Klein Sisbeck 1877. (Abb. 15) Letzteres hatte die gegliederte Fassade aus Sichtmauerwerk mit großen Stichbogenfenstern. Es gibt Hinweise, dass es auch in Rühren eine ähnliche Fassade gab. Der Turm bestand im oberen Teil aus verschaltem Fachwerk, er hatte ein beschiefertes Spitzdach. Nach 1918 fanden in der Schule Rühren Lesegottesdienste und einzelne Gottesdienste statt. Nach 1951 gab es vermutlich dort Gottesdienste und Amtshandlungen mit damaliger Gründung der Sonderkirchengemeinde Rühren. 1956 kaufte die Kirchengemeinde das Schulgrundstück mit dem von der politischen Gemeinde 1927 durch einen zweiten Klassenraum erweiterten Gebäude. 1959 erfolgte der Umbau zu einem ev.-luth. Gemeindezentrum (Abb. 16), bestehend aus der Kirche im Klassentrakt, Pfarrerverwohnung und Gemeinderaum im Wohnhaus. Mit der neuen Putzfassade und verkleinerten Fenstern ging die ursprüngliche Ansicht dabei verloren. Damit war aus der einzigen der früheren „Turmschulen“ im Nordkreis Helmstedt ein Kirchengebäude mit Glockenturm geworden.

Abb. 15 rechte Seite: Ehe- malige Schule Klein Sisbeck, Straßenansicht, 2015.

Abb. 16 linke Seite unten: Ev.-luth. Gemeindezentrum Rühren, Straßenansicht, 2015.





Anmerkungen:

Die Abbildung (Abb.) 1, 2, 6, 7, 8 und 10 wurden vom Landeskirchenamt Wolfenbüttel (LKA), Ref. 41, die Abb. 12 vom Landeskirchlichen Archiv Wolfenbüttel (LAW) einschließlich des Rechtes zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Für die Korrekturlesung vielen Dank an Hans-Jürgen Engelking, für die Digitalisierung und Bearbeitung der Abbildungen an Friederike Mischke, LAW. Abbildungen (Abb.) 3, 9, 11, 13, 14, 15, 16: Falko Rost.

¹ <https://de.wikipedia.org/wiki/Glocke>.

² Klettke, Herbert: Die Entwicklung der mittelalterlichen Kleinkirchenarchitektur in der Diözese Hildesheim, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, 57. Bd. 1959, S. 5 ff. (Klettke). - Meier, Paul Jonas und Steinacker, Karl: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums/Landes Braunschweig: Bd. 1 Kreis Helmstedt, Bd. 2 Kreis Braunschweig, Bd. 3 Kreis Wolfenbüttel, Bd. 4 Kreis Holzminden, Bd. 5 Kreis Gandersheim, Bd. 6 Kreis Blankenburg, Wolfenbüttel 1896 bis 1922 (BuK). - Renner, Waltraut und Klaus: Kapellen im Braunschweiger Land, Landeskirchenamt Wolfenbüttel 1989 (Renner). - Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, II Regierungsbezirk Hildesheim, Landkreis Goslar, Hannover 1937 (KPH). - Rauterberg, Claus: Bauwesen und Bauten im Herzogtum Braunschweig zur Zeit Carl Wilhelm Ferdinands 1780-1806, Braunschweig 1971 (Rauterberg). - Rost, Falko: Kirchenbauten im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel seit etwa Mitte des 16. Jh. bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, in: Harz-Zeitschrift, 65. Jg. 2013, S. 63 (16. Jh.). - Rost, Falko: Barocker Kirchenbau in den vier (braunschweigischen) Harzterritorien, in: Hermann Korb und seine Zeit 1656- 1735. Barockes Bauen im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel, Braunschweig 2000, S. 167 (Korb-Katalog). - Rost, Falko: Klassizistische Kirchen im

Harzbezirk, in: Ahlers, Rolf (Hg.): Das Braunschweigische Land im Blick von hundert Jahren, Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz, 2008 (Harzbezirk). - Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (LAW): Corpora bonorum, Stand ca. 1750, der genannten Kirchengemeinden (Rechts- und Besitzverzeichnisse der kirchlichen Stiftungen) (Corpora).

³ LAW: Waack, Karl Friedrich: Glockenkartei der Braunschweigischen Landeskirche, Stand 1968 (Waack).

⁴ <https://de.wikipedia.org/wiki/Turmuh>. - Frdl. Hinweise von LK-Archivrätin Birgit Hoffmann (Hoffmann).

⁵ Dornheim, Stefan: Erinnerungsrituale, Grundsteinlegungen und Turmknopffeste luth. Kirchenbauten der Neuzeit, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte, 114. Jg., 2014. - Dolezel, Heidrun: Kugel, Kreuz, Hahn, Wetterfahne, in: Stein, Helga: Woher der Wind weht, Hildesheim 1998.

⁶ LAW: OA Groß Twülpstedt 53, mit Bestandsplan Haacke 1769.

⁷ Niedersächsisches Landesarchiv, Staatsarchiv Wolfenbüttel (NLA StA WF): 128 Neu 24, Fb. 1, mit Plänen Pfeifer.

⁸ NLA StA WF: 20 Alt Nr. 361/1, Dorfbeschreibung Sunstedt von 1756 mit Lageplan. - LAW: OA Sunstedt 19, OA Sunstedt 18 mit Bestandsplan ca. 1810 von Maurermeister Köneke, Königsutter.

⁹ Rost, Falko: Eine romanische Chorturmkirche im Braunschweiger Land - Neuere Erkenntnisse zur Baugeschichte der Kirche Klein Schöppenstedt, in: Heimatbuch 2006, Landkreis Wolfenbüttel. Darin Quellenangaben und Abbildungen.

¹⁰ LAW: OA Querenhorst Varia. - NLA StA WF: 128 Neu 24, Nr. 755.

¹¹ NLA StA WF: 128 Neu 24, Nr. 813 und 814. - LAW: OA Rühren 4/1 Varia, OA Vorsfelde 103 (darin Rühren). - Landeskirchenamt Wolfenbüttel (LKA), Hauptregistratur: Rühren Nr. 24.

Eigene Veranstaltungen und vom Braunschweigischen Landesverein mitbeworbenene Veranstaltungen im Jahr 2016 seit der Jahreshauptversammlung:

23. April 2016, Bahnfahrt nach Helmstedt, Stadtrundgang, Zonengrenz-Museum u. a., Info: Edmund Heide. Helmstedt im Blickpunkt, zunächst führte der Stadtrundgang zum einstigen Kloster St. Ludgeri (gegr. 952), welches die Entwicklung zur Stadt bewirkte. Pfarrer Alfred Merten (†2001) setzte sich dort – vorher wirkte er an St. Cyriakus (BS-Weststadt) – jahrelang für umfangreiche Sanierungsarbeiten ein. Der Besuch des Zonengrenzmuseums, neben der Kreisverwaltung, beeindruckte sehr. Die ehemalige Universität Juleum (1576-1810) ist besonders bekannt, ein prachtvoller Spätrenaissancebau, den wir bewunderten. Durch die Fußgängerzone (Neumärker Straße) erreichten wir den Hausmannsturm (1286), ein mittelalterliches Stadttor, ein Teil des Mauerrings. Hier werden samstags um 12.00 Uhr die Gäste durch Posaunen- und Trompetenklänge, vom Meister und Gesellen in traditioneller Tracht, vorgetragen. (Abb. oben): Vor dem Juleum.



30. April 2016, Tagesfahrt nach Tangermünde mit Reisebus, Stadtführung ab Neustädter Tor u. a. m., Info: Dieter Heitefuß. (Abb. unten links) An der historischen Stadtmauer, auf Veranlassung von Kaiser Wilhelm II. in den 1890er Jahren aufwändig restauriert.

07. Mai 2016 und 04. Juni 2016, Führung durch das Gelände der ehemaligen Marienberger, Info: Dieter Heitefuß.

12. Juni 2016, Aktionstag: Natur zum Anfassen, Natur-schutzgebiet Riddagshausen, Info: Klaus Hermann.

16. Juli 2016, Bahnfahrt nach Bremerhaven, u. a. Besichtigung des Auswandererhauses, Info: Edmund Heide. Maritime und historische Erlebnisse: In die 230 km entfernte Hafenstadt Bremerhaven fuhr am 16. Juli 2016 eine Gruppe mit 36 Interessierten. Ausgebucht war diese Tagesreise bereits vier Wochen vor Beginn. (Abb. unten rechts) Links im Bild: Deutsches Auswanderer Haus.

07. August 2016, Jazz im Park – Schloss Ringelheim, Info: Klaus Hermann.

13. August 2016, Tag des Heimatwissens – für Heimat begeistern, Info: Klaus Hermann.

20. August 2016, Zwischen Augusttor und Herzogtor – Landschaft im Spannungsfeld zwischen bürgerlichem Anspruch und herrschaftlicher Macht, kulturhistorische Fahrradtour mit Erläuterungen zur Geschichte und Entwicklung der Landschaft zwischen den Regierungssitzen der Herzöge in Wolfenbüttel und Braunschweig, Info: Klaus Hermann.

06. September 2016, Führung Kraftwerk Buschhaus im Braunkohlenrevier Helmstedt-Schöningen, Info: Dieter Heitefuß.

27. September 2016, Bahnfahrt nach Peine, Stadtrundgang und Besichtigung der Härke-Brauerei, Info: Edmund Heide.

25. Oktober 2016, Broitzem von den 1950-er Jahren bis heute, Lichtbildervortrag, Info: Dieter Heitefuß.

26. November 2016, Braunkohlwanderung entlang des Kleinen Fallsteins zur Fallsteinklausen, Info: Dieter Heitefuß.

06. Dezember 2016, Vor-Weihnachtliche Stunde in der Magnikirche, Info: Otto Pflingsten.



Wilhelmine Reichard, die erste deutsche Luftschifferin „... ein süßes, schwärmerisches Gefühl“

Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel, Institut für Braunschweigische
Regionalgeschichte an der TU Braunschweig

Vor über 200 Jahren, am 16.04.1811 stieg Wilhelmine Reichard in Berlin erstmals als Frau alleine mit einem Ballon auf und gilt daher als erste deutsche Luftschifferin. Sie war in Braunschweig, einer Stadt mit heute großer Tradition als Stadt der Luftfahrt und Flugforschung mit dem zweitgrößten europäischen Forschungsflughafen, geboren worden.

Johanne Wilhelmine Siegmunde Reichard wurde am 02.04.1788 in Braunschweig geboren. Sie war das dritte Kind des herzoglichen Mundschenks Siegmund David Schmidt und seiner Frau Wilhelmine Henriette geb. Luedeken. Wilhelmine wuchs in einer großen Familie in bescheidenen Familienverhältnissen auf. Wilhelmine beschreibt in ihrer Erinnerung diese Kindheit als Zeit „unter mancherlei Entbehrungen“. Ihre Biografen sehen in diesen frühen Lebensumständen die Ursache für ihre später oft gerühmte Bescheidenheit und Umsicht, aber auch Strebsamkeit und Ehrgeiz werden ihr bestätigt. Am 06.08.1807 heiratete Wilhelmine den Aeronauten Gottfried Reichard aus Braunschweig. Er war Sohn des früh verstorbenen Direktors der Herzoglichen Porzellanfabrik zu Fürstenberg. Durch die Bekanntschaft mit dem Gymnasialprofessor Friedrich Wilhelm Jungius ange-regt unternahm Gottfried Reichard am 27.05.1810 mit einem eigenen Ballon einen ersten Aufstieg. Er war damit nach Jungius erst der zweite Deutsche, dem dies gelang. Sicher ist, dass Wilhelmine über diese Aktivitäten ihres Mannes zum Ballonfahren kam. Persönliches Interesse, vielleicht sogar Abenteuerlust, mögen ein Grund für diese in damaliger Zeit ungewöhnliche Unternehmung gewesen sein. Hinzu kam das Bestreben, das Ballonfahren als zusätzliche Einnahmequelle zu nutzen. So stieg Wilhelmine am 16.04.1811 in Berlin erstmals mit einem Ballon auf, ein Umstand, den die lokale Presse geradezu als Sensation feierte und verkündete, dass sie die „erste deutsche Frau ist, welche es wagt, zum erstenmale und allein, das Luftschiff zu besteigen“.

Für diese erste und alle weiteren Ballonfahrten Wilhelmnes gilt, dass ihr Mann – zumeist in Verbindung mit Jungius – die technischen und organisatorischen Vorbereitungen traf. Wilhelmine fuhr ausschließlich mit Gasballons, ihr erster Ballon, mit dem sie dreimal aufsteigt, fasste 342 Kubikmeter Gas und maß 8,7 m im Durchmesser. Unter dem Ballon befand sich ein Korb „aus Weidengeflecht, verstärkt mit spanischem Rohr, der durch 8 bis 10 Leinen“ gehalten wurde. Bis zum Jahre 1820 unternahm Wilhelmine Reichard insgesamt 17 Ballonfahrten, und zwar in: Berlin, Dresden, Hamburg, Braunschweig, Aachen, Brüssel,

Hamburg, Lübeck, Doberan, Bremen, Prag, Wien und München. Alle Orte waren im Sinne der damaligen Zeit Metropolen, die ein großes Publikum gestatteten – vor allem ein zahlendes Publikum. Die Reichards waren nicht nur ein modernes Schau-stellerpaar, das mit einer Attraktion von Ort zu Ort zog und sich öffentlich präsentierte. Sie nutzten auch erfolgreich die finanziellen Möglichkeiten, die ihnen die Ballonaufstiege boten, um ihre wirtschaftliche Existenz zu sichern. Darüber hinaus gründete das Ehepaar 1821 eine chemische Fabrik in Freital-Döhlen. Es war lange Jahre die einzige Fabrik ihrer Art in Sachsen.

Am 09.08.1818, einem Sonntag, fand erstmals ein Ballonaufstieg von Wilhelmine Reichard in Braunschweig statt. Um 4 Uhr 55 Minuten stieg sie in ihrem Ballon vom „Vorhofe der Hochfürstl. Reitbahn am Mosthofe“ auf. Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit saß sie nicht in einer Gondel, sondern in einem reich

verzierten Korb, der mit Blumen geschmückt war. Beim Start ließ sie außerdem selbst verfasste Gedichte auf die staunende Menge herabregnen und als sie das Braunschweiger Schloss überflog, setzte sie zur Überraschung der staunenden Menge einen Blumenkranz auf dem Gebäude ab. Noch über dem Luftraum der Stadt feuerte Wilhelmine Reichard einen Pistolenschuss ab, „als Symbol des Dankes für die Glückwünsche, welche noch in leisen Klängen mein Ohr zu berühren schienen“, wie sie später in einem Artikel im Braunschweigischen Magazin schrieb. In einem Brief aus den Anfängen ihrer Karriere als Ballon-fahrerin beschreibt sie die Begeisterung, die sie während ihrer Ballonfahrten stets empfand: „Die tiefe Stille in der Nähe, das eintönige dumpfe Gemurmel von der Erde herauf, das sanfte Dahinschweben und der

Blick über ein von der lebhaftesten Fantasie nicht zu entwerfendes Bild, erzeugen ein süßes, schwärmerisches Gefühl, welches man nicht zu unterdrücken vermag“.

Am 01.10.1820 startete Wilhelmine Reichard auf der Theresienwiese in München zu ihrer 17. und zugleich letzten Ballonfahrt. Anlass war das 10. Oktoberfest und auf Wunsch des Königs sollte mit dieser Ballonfahrt eine Jubiläumssensation in München geboten werden. Mit Erfolg, wie die Zeitungen berichteten. Mit diesem Aufstieg beendete Wilhelmine Reichard ihre Karriere als Luftschifferin und zog sich ins Privatleben zurück. In den letzten Lebensjahren galt ihre Sorge der Familie und nach dem Tod ihres Mannes 1844 führte sie als Unternehmerin die Fabrik in Sachsen alleine weiter. Wilhelmine Reichard, die auch am Beginn der Tradition von Braunschweig als „Stadt der Luftfahrt“ stand starb am 22.02.1848 in Freital-Döhlen in Sachsen.

Abb.: Wilhelmine Reichard, Lithographie von Adolf Kunike, um 1820.



Weißstorch in Zweidorf

Dr. Reinhard Ziegler

Erstmals haben in diesem Jahr erfolgreich Weißstörche auf einem vor vier Jahren aufgestellten Horst gebrütet. In den Jahren zuvor waren Störche immer nur kurz zu Stippvisiten aufgetaucht. Am 17. März besetzte ein nicht beringter männlicher Storch den Horst, dem am 8. April ein beringter weiblicher Vogel folgte und sich sofort verpaarte. Dieser Vogel war laut Ringnummer von der Vogelwarte Hiddensee im Juni 2014 in Thüringen im Wartburgkreis als Jungvogel beringt worden und im Januar sowie März 2016 in der Nähe von Madrid bestätigt worden. Dieser Vogel ist also ein sogenannter Westzieher, der nach Spanien oder über Gibraltar hinaus nach Afrika weiterzieht. Da Störche für ihren Zug Thermik brauchen und diese über Wasser fehlt ziehen sie entweder auf der Westroute oder über den Bosphorus auf der Ostroute nach Afrika.

Unser Storchchenpaar erbrütete drei Jungvögel, von denen leider nur einer flügge wurde. Dieser wurde von dem Storchchenbeauftragten Georg Fiedler beringt. Ende August verließ der Jungstorch den Horst auf Dauer und seine Eltern reisten etwa eine Woche später ab, wie es bei Störchen üblich ist. Es bleibt zu hoffen, dass sie alle Gefahren des Vogelzugs heil überstehen.

Im Gemeindegebiet von Wendeburg gab es in diesem Jahr weitere sechs Storchenhörste mit unterschiedlichem Bruterfolg.

Fotos von Dr. Reinhard Ziegler

